

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

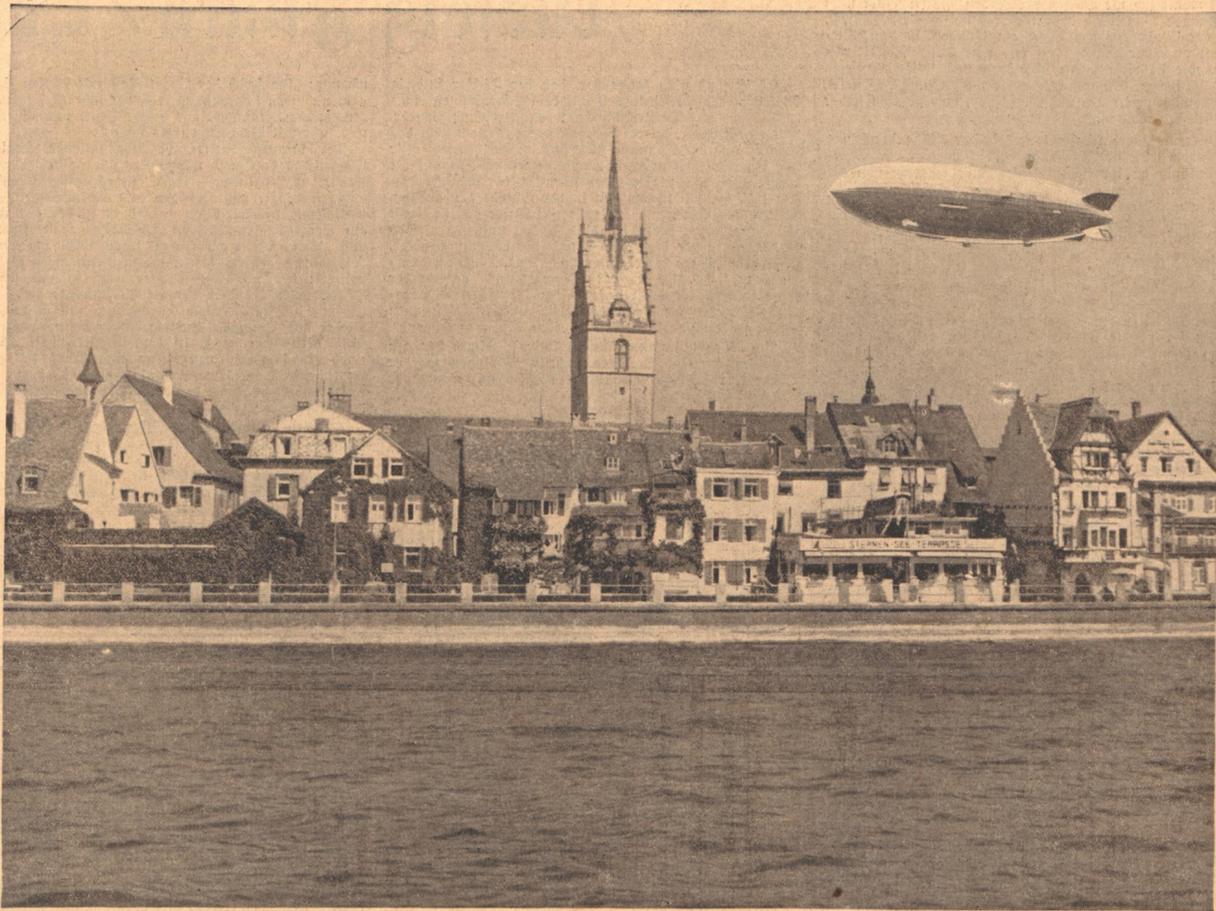
Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1936

11 (15.3.1936)

Bummel durch die Zeppelin- Stadt

Friedrichshafen, im März 1936.

Kaum war LZ. 129, dieses herrliche Schiff, nach seinen glänzend gelungenen drei ersten Fahrten wieder in der großen Halle geborgen, da wurde es in der alten Zeppelinstadt wieder ruhiger. Man hatte Gelegenheit, sich einmal etwas auf diesem historischen Boden umzusehen und auf den Spuren des alten Grafen vom See zu wandeln, dessen Bild hier in seinem Hotel, in seinem Schaufenster und beinahe in keiner Familie fehlt. Die Geschichte des Luftschiffbaues Zeppelin ist eng verbunden mit der Geschichte der Stadt Friedrichshafen, in der man nicht unruhig wird, weil LZ. 129 nun bald nach Frankfurt a. M. übersiedeln wird. Man weiß hier genau, daß Friedrichshafen mit dem Stammsitz der Werft immer die Zeppelinstadt bleiben wird.



Photomontage

LZ 129 über Friedrichshafen

Aufnahmen: Dr. Wolff-Reichsbadnibb
Presse-Photo Berlin

Erinnerungen tauchen auf . . .

Wenn in diesen Tagen Deutschland und die Welt dem neuen Zeppelinluftschiff LZ. 129 jubeln wird, dann ist es Pflicht, des Mannes zu gedenken, dem die Welt dieses Werk zu verdanken hat, des alten Grafen Zeppelin. Wenn man hier durch die Gassen und Straßen des Städtchens bummelt, dann stößt man überall auf Erinnerungen ans Zeppelinwerk. Man vergißt zu leicht, daß vor etwas mehr als drei Jahrzehnten Graf Zeppelin als verrückter Erfinder galt und daß er hier im Hotel „Deutsches Haus“, seinem Stammquartier in guten und bösen Tagen, inmitten seiner treuen Mitarbeiter die Kraft sammelte, um allen Widerständen zum Trotz sein einmal begonnenes Werk zu Ende zu führen. Zwei Tafeln finden heute noch an dem berühmten Eckhaus am Bahnhofspatz zu Friedrichshafen, das längst kein Hotel mehr ist, von dem Schaffen des alten Grafen. Der Balkon, auf dem Graf Zeppelin unzählige Fuldigungen einst entgegennehmen konnte, ist flankiert von zwei Gedenktafeln. Die eine trägt Zeppelins Bild und auf der anderen lesen wir: „In diesem Hause brachte Graf von Zeppelin in langjähriger, rastloser Arbeit seine genialen Pläne zur Reife.“ Es ist wirklich historischer Boden, dieses ehemalige „Deutsche Haus“ am Bahnhofspatz, an dem viele achlos vorübergehen und bei dessen Ausblick doch all die Sorgen und Nöte des alten Grafen in der Erinnerung auftauchen.

Im Zeppelin-Museum

Es ist sehr interessant, gerade bei dem heutigen Stande des Luftschiffbaues einmal einen Blick in das Zeppelin-Museum in Friedrichshafen zu werfen, das auf dem Gelände des Luftschiffbaues hinter dem zweiten Flörnerhäuschen in einem eigenen Gebäude untergebracht ist. Zuerst führte uns der Weg in das Zeppelin-Zimmer im Stadt-Museum. Was man hier sieht an alten Andenken und Geräten aus den Uranfängen der Luftschiffahrt, das läßt so deutlich erkennen, wie weit man in den dreieinhalb Jahrzehnten gekommen ist. Da sieht man einen Wasserantrieb vom Jahre 1900, das Modell der schwimmenden Halle von Manzell, eine Schiffs-glocke, die damals im Luftschiff benutzt wurde und unzählige Bilder aus den ersten Tagen der Luftschiffahrt. Mit viel Sorgfalt und Mühe hat man in dem Zeppelin-Museum Pläne, Statistiken, Photographien und Zeichnungen zusammengetragen, um so dem Besucher eine interessante Uebersicht über die Geschichte der Entwicklung des starren lenkbaren Luftschiffes zu geben. Da kann man verfolgen, wie einst die Nachrichtenübermittlung von der Führergondel zu den Motoren schriftlich von einer Gondel zur anderen befördert wurde, während heute im LZ. 129 sich eine Telephonzentrale in der Führergondel befindet. Da sieht man Modelle von den bekanntesten Luftschiffen, und vom LZ. 7, der „Deutschland“, ist im Museum ein Teil der Passagierkabine im Original aufgestellt. Das Schicksal dieser Kabine ist vielgestaltig. Sie strandete mit einem J-Schiff im Teutoburger

Bald und später mit einem anderen Luftschiff in der Nähe von Mex. Dort requirierete sie ein Offizier, um sie zuerst als Gartenhäuschen und dann als Hühnerstall zu benutzen. Es ist eine Fundgrube an Interessantem aus der Geschichte des Luftschiffbaues und wenn man dieses Museum verläßt, dann kann man erst richtig ermessen, was während und in den Nachkriegsjahren hier für die Entwicklung der Luftschiffahrt geleistet wurde.

Besuch beim „Graf Zeppelin“

Während der ersten und zweiten Fahrt des LZ. 129 machten wir dem „Graf Zeppelin“, der in der zweiten Halle untergebracht ist, einen Besuch. Er erhält manche Neuerung, denn er muß ja jetzt konkurrenzfähig gemacht werden. Eines wird aber „Graf Zeppelin“ vor dem LZ. 129 voraus haben: das erstmalige der Ueberquerung des Nordatlantiks und das erstmalige der einzigartigen Weltfahrt. Man möchte „Graf Zeppelin“, der auch die olympischen Ringe auf der Hüfte erhalten hat, gerne streicheln, denn dieses Luftschiff hat wirklich Unerbittliches geleistet. Als wir vorne in der Führergondel des Schiffes stehen, da finden die im Führerraum angebrachten Plagen von 20 Ländern die besondere Aufmerksamkeit. Da sind die Fahnen von Japan, von Amerika, von den südamerikanischen Staaten, von Spanien und von all den Ländern, die „Graf Zeppelin“ auf seinen Fahrten besucht hat. Die Zellen, die man zum Nachsehen nach Berlin schickte, sind bereits wieder eingetroffen und in den nächsten Tagen wird „Graf Zeppelin“ wieder gefüllt werden. Er wird dann zum 20. März fahrtbereit sein, um dann zusammen mit LZ. 129 in den Südamerika-Dienst eingestellt zu werden.

Die Ringbauhalle entsteht

Neben den zwei großen Hallen ist eine weitere Halle, die sogenannte Ringbauhalle, auf dem Werftgelände im Entstehen begriffen. Diese Montagehalle hat gewaltige Ausmaße. Sie soll im Juni fertig sein. Die Bedeutung dieser Ringbauhalle besteht darin, daß in ihr zu gleicher Zeit etwa ein Fünftel sämtlicher Haupt- und Nebenringe vormontiert werden kann, wodurch die Gesamtmontage des Aluminiumgerüsts wesentlich beschleunigt wird. Vorläufig sieht man die Rippen des LZ. 129 noch in der großen Halle liegen, aber bald wird in dieser Halle nach der Ueberführung des LZ. 129 der LZ. 130 entstehen. Wenn man in diesen Tagen mit den maßgebenden Leuten des Luftschiffbaues gesprochen hat, dann ist ganz klar erkennlich, daß das Jahr 1936 im Weltluftverkehr eine entscheidende Wendung bringen wird und muß. Friedrichshafen, dieses alte Zeppelinstädtchen, hat mit seinem Stamm von alten erfahrenen Konstrukteuren und Werkstatteinern wesentlich dazu beigetragen, daß Deutschland in diesem Weltluftverkehr eine führende Rolle spielt. Das ist der Stolz der Friedrichshafener, daß sie auf diese Art am Wiederaufbau der deutschen Heimat mitarbeiten dürfen.



Das Wahrzeichen der Zeppelinstadt
Unter den vielen Lebenswirdigkeiten Friedrichshafens am Bodensee
findet man auch dieses Zeppelin-Denkmal. (Weltbild, A.)

Badische Erzähler: Hermann Eris Busse, Freiburg i. B.

DER FUNKEN-SONNTAG

Um die Osterzeit hatten sie die Berona Oberlin ins Totenfeld gebettet. Sie kam an die Kirchhofsmauer zu liegen, wo sie jüngst von denen ausgegraben hatten, die dort schon nahezu hundert Jahre geruht. Der Gottesacker war zu klein geworden und hätte die neuen Toten wohl bald nicht mehr gefaßt. Sie legten die Berona Oberlin in die Grabstätte, in der ihre Urgroßmutter geruht hatte, und wenn auch dies Bett nicht warm sein konnte von der Vorläuferin wie in einer Herberge, so war es doch auch kein fremdes Bett, und an die hundertjährige „ewige Ruh“ setzte sich des gleichen Blutes ewige Ruh in stiller Fuge an. Auch war es für die junge Adelheid Oberlin, die der Mutter bittere Tränen nachweinte, beinahe ein Trost, daß die Dahingefordene nicht mitten im Feld zu liegen brauchte, sondern daß sie zu Häupten eine Wand bekam; denn in ihrem Leben war es ihr überall unbehaglich gewesen, wo sie nicht hinterm Rücken hatte. Sie wollte sich nie Wunden preisgeben, die sie selber nicht aufheben konnte. In der Kirche sah sie immer zuhinter, in der Stube auf der Bank am Geländer, in der Wirtschaft an einer Wand. Das war eine Sonderlichkeit von ihr, wie sie viele schone und dazu noch stolze Menschen an sich haben. Sie glauben, wo ihr Rücken geborgen sei, könne man von ihnen nichts erfahren, was sie nicht selber offenbaren wollten.

Berona Oberlin stammte aus stolzer, blühender Sippe. Trotzdem lebte sie einsam, das Schicksal einer verlassenen Braut bis an ihr frühes Lebensende tragend, von den ehrentreuen Sippen verlassen; denn sie war mit einem Kinde unterm Herzen verfallen worden. Adelheid Oberlin mußte vom Vater nur den Namen und wußte, daß er entwidene war, fortgeritten nach Amerika wie mancher, dem der liebste Mut einer Nacht fürs ganze Leben ein Aneckenken aufzuhaben drohte. Es war ein junger Herr aus Basel, dem sie anheimgefallen war. Am Sonntag Innozenz, da dieser bei ihrem „Götti“ als Student einen der dürftigen Sonntage verbrachte, gefaßt das Unglück. Er machte das Scheibenschlagen mit und sprach darnach mit anderen jungen Gesellen dem Wein wieder zu. Berona, die junge Baise in des Vaters Götterhaus, erschien ihm einen kurzen Ranz lang wie Goethes ländliche Friederike, und er erging sich in der herbsten Jähle so feurig und auch so unumwunden wie sein beispielhaftes Vorbild. Er ritt und dichtete und schrieb die alten Lieber auf, die Brenel sang, und tat sich gütlich an ihrer Liebe und Hof, als er in Götter sich nicht mehr lösen konnte.

Berona farb, ohne daß jemand außer Adelheid es gemerkt hätte, an diesem Liebesgram fast zwei Jahrzehnte später erst, kurz nach einer merkwürdigen Begegnung in Basel, die ihr anscheinend das Herz abdrückte. Berona Oberlin verging, wie sie selber geahnt hatte damals, nicht vor Kummer und Herzeleid, als sie sich verlassen sah. Sie brachte ihr Kind zur Welt und wuchs noch einmal darnach, denn sie war erst zwanzig Jahre alt. Sie wurde breit in den Schultern und bekam ein größeres Gesicht. War es vorher schmal und überausig gewesen wie ein Engelbild aus alter Kirchentafel, so wurde es nun eben, eine große, stille Ebene mit dem früh verflochtenen Schopf der Jugend in den Haaren, von heimlichen Tränen lichteimlichen Augen. Ihr vordem lotferes, ob dem Scheitel flimmernd getrautes Haar dunkelte rasch nach und verlor die hellere Weichheit der aus dem Kamm gesprungenen Voden, es wurde straff und frühzeitig.

Sie erbte aus dem Muttergut zum Glück Nebland und ein kleines Haus mit Acker und Garten dabei, der Bruder bekam den väterlichen Hof. Von dem Muttergut ließ sich armelig leben, doch das hatte Berona mit ihrem Mädchen Adelheid, das sie Alheid rief, nicht im Sinne. Als man ihr das Muttergut, in dem bisher ein Weber gefessen, übergab, da sie eben mündig geworden war, und das Kind schon laudend an ihren Fingern geklammert die ersten Schritte machte, dachte sie scharf darüber nach, wie sie die winzige Habe mehrere fönne. Sie pflanzte im Garten seltene Blumen, sie wußte ja, daß die Väster Frauen gerne etwas Besonderes in ihre sonntäglichen Stuben stellten; denn sie waren seit je bekannt als eifrige Blumenzüchterinnen. Sie pflanzte Blumen, große, stolze, zigeleirte Blüten, Kaiserkrone, die man im Volk Tränen Christi nennt, denn im Reich ruben große, klare Perlen Metkars, und in den Staubgefäßen und im Stempel konnte ein frommes Auge die Marterwerkzeuge der österlichen Tragödie entdecken. Diese Blumen kauften die Frauen gerne und gaben etwas aus dafür. Berona's Garten hatte jedoch auch die frühesten Schneeglöckchen, die buntesten Annelken, Frühlingsweiden und Herbstweiden, Osterloden und Narzissen, Hyazinthen, vielerlei Vitis, schöne, zackfarbene Gladiolen und violette Afters und riesige Stiefmütterchen, die fast schwarzrot oder nachblau waren. Sie hatte Gelbeisele, die in der Stadt Goldfack heißen, vom hunkelnden Geld bis zum sanftesten von ihnen her leuchtenden Rot, und die drohigen Arten der Dahlien, von denen die entzückten Damen besapneten, die läsen aus wie „goffrierte“ Seide.

Berona hatte eine glückliche Hand, alles gedieh ihr, auch die Küchenschellen, die sie aus der Wildnis holte, und seltene Pflanzen vom Asteiner Kros, die sie besuchsam löste mit allen Wurzeln und heimtrag über einen großen Weg in ihren köstlichen Garten. Sie schaffte daneben im Nebberg; denn sie wollte eigenen Wein im Keller haben und auch davon verkaufen. Ein Rebstück hatte sie aus und legte eine Erdbeerkultur an, pflanzte Pfirsichbäume, auch das brachte etwas ein. Vom armenlichen Leben hielt sie nichts, es blieb auch ihrer Türe fern. Alles machte sie allein, sie ließ sich nicht gern in ihr Gemeinle guden. Sie hatte eine Kuh und gute Hühner, sie mähtete ein Schwein und Gänse. Ihrer glücklichen Hand gelang alles. Sie brauchte nicht taalöhner zu gehen und konnte sich Sonntags so gut kleiden wie die verheirateten Schulgepelninnen, die sie übrigens nicht verachteten, die nur nicht wußten, wie es Berona aufnehmen würde, wenn sie mit ihr sprächen; denn Berona machte ein abweisendes Gesicht schon von weitem, vielleicht nur, weil sie selber einer ablehnenden Miene der anderen suvorkommen wollte. Das hielt auch Freier von ihr ab.

Es hätte mancher „gehändene“ Mann das kleine Mädchen Alheid in Kauf genommen um der stattlichen und feistigen Berona willen. Aber die vom Manne so bitter enttäuschte gab keine Gelegenheit, ihr mehr zu sagen als „Gut Gott“ oder „Zuf's es? oder „Gibt's aus?“ Er bekam höfliche, jedoch nicht mehr als die knappte Gegenrede ohne ein Winkeln.

Alheid blühte wie ein Gekendtschen heran, zierlich und

ganz lichtblond, war ein hübsig Herlein, frühlich wie alle anderen Kinder im Ort drinnen, mit denen es schließlich in die Schule ging, spielte und heranwuchs. Alheid lernte nicht alles gleich leicht, sie war im Gegenfatz zur Mutter eine schlechte Rechnerin. Dafür schrieb sie fehlerlos die schwersten Wörter, hatte eine schöne Schrift und machte besonders gute Aufsätze, ja sie verfaßte sogar Gedichte, die sie nicht verberg, sondern vorrang, wo man sie hören wollte. Sie war nicht schön, aber auch nicht vorwichtig. Es war viel Selbstficherheit in ihr, sie zeigte arglos und freimütig, was sie konnte, und lagte sich selber aus, wenn sie

etwas nicht zuweg brachte. Freilich gab sie sich nicht viel Mühe, etwas zu lernen, was ihr nicht lag. Und die Mutter, mit sich selber streng und ehrgeizig, ließ dem Kinde die Freiheit zu handeln; denn es handelte ja nicht schlecht.

So gingen die Jahre hin. Alheid wurde eingeseget, kam aus der Schule, blieb der Mutter an der Seite im Garten, im Nebberg, im Haus. Sie hatten eigentlich keine Sorgen und erlebten manches miteinander, was andere ihres Standes nicht zu erleben sich gönnten. Sie gingen in der schönen Stadt Basel sonntags zuweilen dorthin, wo es etwas zu sehen gab, in den großen Tier-

garten, in die Museen, ins Theater, in Blumenausstellungen, zu Volksfesten. Manchmal fragte sich Berona, stattdlich in ihrer guten Tracht neben der zierlichen Tochter herstreifend, ob es Alheid vielleicht schade, so in die Welt der Stadt hineinzuführen; aber Alheid meinte jedesmal, obgleich ihr die Erlebnisse in der Stadt die Augen glänzend machten, nach der Rückkehr: „Ach Mütti, was bin ich froh, daß wir wieder daheim sind, bei uns ist's doch am schönsten. Doch me mufch das Ander an ha,“ fügte sie nachdenklich hinzu.

(Fortsetzung folgt.)

Ludwig Finckh / Zum sechzigsten Geburtstag des Dichters am 21. März 1936

Es ist noch nicht lange her, daß der Dichter Ludwig Finckh in der Öffentlichkeit mit dem Ehrennamen eines „Soldaten des Dritten Reiches“ ausgezeichnet wurde. Mit einem Male fiel ein scharfes, näherndendes Licht des Dankes und der Nennung gleichsam im Tagesbefehl oder der Anerkennung vor verammelter Mannschaft auf die Erscheinung und Leistung des Mannes, der vom November 1918 an, sich selber treu in der Stunde der größten Gefahr das Vaterland erst recht mit seiner ganzen Kraft festhaltend, ohne Wank für die Freiheit und Einheit des Reiches, also für das Heilige und für das Notwendige, gekritten hat. „Wieder aufbau“, „Brückenbauer“, „Hindurch mit Freunden“ nannte er seine in drei Sammlungen bei der Deutschen Verlags-Anstalt erscheinende Folge von Zeit- und Streitaufgaben — die letzte trug die Widmung „Der deutschen Jugend“.

Aus Neuklingen kommt Ludwig Finckh her. In München, Berlin, Freiburg und in Tübingen war er Student; vom Römischen Recht abgefoßen, wandte er

wegung: „Da strich der Vogel Nock mit starken Schwingen, und wen der Lustzug traf, der sah auf seinem Rücken, hundert, tausend, das ganze Volk, und er trug es und fuhr mit Draußen durchs Land.“

Die vorausschauende, vorausgestaltende Kraft des Dichters ist darum so wunderbar wie natürlich, weil sie keine des Möglichen — sagen wir es wiederum mit dem anderen Wort: des Heiligen und Notwendigen — zur Entfaltung brachte. Nicht anders ist in den der Jugend aus Herz gelegten Büchern „Viel Lebt“ (von 1926) und „Ur laub von Gott“ (von 1929) ein deutsches Inbild von gestern, heute, morgen entworfen und ausgeführt: der mit Segen oder mit Unsegen beladene Blutstropfen freit in der Geschlechtsfolge; die Bauernsiedlung ist im Werden, Brautjung und Sittte blühen wieder auf. Dann hat Ludwig Finckh sich vorgezeichnete Schicksale zugewandt, in dem Kesperroman „Sterne und Schicksal“, dem Leben und Werk des großen Sternentüers, in „Der göttliche Ruf“, dem Lebenswerk Robert Meyers, der das Gesetz von der Erhaltung der Kraft entbedt hat.

Quellen kommen aus Wäldern her. Die Quelle von Finckhs Dichtung ist wald- und feinstenpungen, „Mojene“, „Mutter Erde“, „Trommel“ — an den Titeln der drei Gedichtsbände ist abzulesen, welchen Lauf der lyrische Waldquell nahm, aus Gebüsch hinaus in

fruchtbares Land und einmündend in den Strom der Gegenwart. Landschafts- und Wanderbücher vom Bodensee und Hegau: „Seekönig und Graspfeifer“, „Sonne am Bodensee“, „Der Bodensee“, „Die Reise an den Bodensee“, „Bodensee und Hegau“, „Der unbekante Hegau“ — sie lassen in des Dichters Seele und Gemüt schauen und mit seinen hellen Augen das Glück heimatischen Daseins erleben. Schriften von Deutschtum: „Bruder Deutscher“, „Subetendeutsche Streife“ — führen die Wege, die Ludwig Finckh zu deutschen Siedlern suchte und fand. Die Reihe seiner Ahenbücher, vom „Ahenbüchlein“ und „Ahengarten“ von 1920 und 1921 bis zum „Deutsches Ahenbüch“ von 1934 ist wie ein immer wieder aufgenommenes Schmiedelied.

Mit Fichtern des Humors sind alle seine Bücher geprenkelt, geprenkelt Reifen, von seinem Stodbreit geschnitten, sind die Geschichten, und Anekdotensammlungen „Sonne, Mond und Sterne“, „Schmuggler, Schelme, Schabernack“. Von allen Beeten aber und vom Aker, den er baut, ist die Saafucht genommen, die er in den Geschichten, Betrachtungen und Fingerzeigen seines jüngsten Budes „Aubervogel“ weitergibt. Könnte man Besteres von einem Mann und Dichter sagen als dies: daß er wirkte, solange es Tag ist? Martin Lang.



Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart (A.)

sch der Heilkunde und wurde Helfer, wurde Arzt. Aus dem Arzt aber ist über Nacht ein Dichter geworden — der Dichter der Rosenlieder, des Jugendbuchs „Der Rosendoktor“, des Dainenbuchs „Bistra“, die alle drei im Herbst 1917 erschienen. In Gaienhöfen am Untersee setzte sich der Rosenoktor fest. Als und Bodensee mit ihren „blauen Flächen“ sind die Pole seiner Dichtung. Doch ist das ganze Deutschland und das Auslandsdeutschtum dazu ins Kraftfeld seiner Dichtung einbezogen. Die Wurzeln haben in Vaters Grab, in fremden Schwärme heßen und Deutschland lieben müssen — an diesem Vermächtnis erwachte er zum Manne. In dem Jdull „Kapungel“ aber war er zuvor seiner Mutter Sohn. „Auch glückliche ist in Finckhs Natur und Gedicht der Zwiepsalt zwischen Vatergeist, Väterwelt und Muttergemüt, Kindesabhängigkeit verlißt, ausgeglichen und zur Weisheit befreit. Vater, Mutter und Kind bilden das Haus, das Volk, die Menschheit.

Auf Wegen, die er selbst nach Bistra gegangen war, schickte Ludwig Finckh seinen Georg Meiß in dem Buch „Die Reise nach Tripsdrill“ in die Welt. Er legte seinen Schwabenkittel am Wege hin und wurde Deutscher. Mit neuen Augen sah nun der Erzähler Finckh die Heimat, da schrieb er, auch dem Vaterfreund Karl Struner zu Dank, die Geschichte „Der Bodenseger“, in der alle guten Geister der Verlonnenheit und Deiterkeit beisammen sind. Dem Erlebnis der Kameradschaft und Treue dankt die farbenhelle Erzählung „Die Jalo-leiter“ ihr Entstehen. Es liegt auf dem Widmungsblatt „Der Mutter meiner Kinder“ — und ein Licht geht davon aus, in dessen Schein die Menschenbilder des Buches treten. Der fromme, volkshafte, natürliche Geist eines anderen Ludwig — Ludwig Nidters — erfüllt, nur aber verjüngt und gegenwärtig wie der Sonnenschein des heute gemeyenen und morgen wieder aufleuchtenden Tages das schon in die Zukunft vorstehende Buch: Unter ihre Namen zeichnen die Vuben Ugel und Martin „das kleine Glückszichen, das Hakenkreuz, das alle Gefeynisse des Lebens umschließt.“

Zwischen dem „Bodenseger“ von 1914 und der „Jalobleiter“ von 1920 lag der Weltkrieg. Dr. Finckh tat Dienst als Landsturmarzt, er arbeitete in Lazaretten am „lebendigen Stoff“. Nun folgt 1923 Finckhs Buch vom großen Krieg, „Der Vogel Nock“. Wie Auslandsdeutsche die Heimat, das Reich, das Kriegsgeschehen sahen und wie in ihren Seelen gute und böse Geister um den Sieg rangen, davon erzählt diese Dichtung von deutschem Leid, von deutscher Schmach, von deutscher Zukunft. Im Traumflug des Vogel Nock steht der schwebende Siedler Andreas den Siegesflug des zukünftigen Graf Joppelin um den Erdball voraus, und zugleich auch den Siegesflug der nationalen, der nationalsozialistischen Be-

Sonne und Wolken / Von Ludwig Finckh

In einem großen Krankenhaus und Lazarett mußte jeder auf seinem Posten sein: Bürger und Soldaten ließen durch unsere Hände, fertig wurde man nie, — der Tag hätte 48 Stunden haben sollen. Wollte man feiern, so sorgte der Himmel dafür, daß die Hände nicht im Epöche blieben. War ein Feit angefaßt, Silvester, Dreifönig und man sah unter den Kameraden, um die Schwere zu vergessen, die sich bleiern um die Brust zu legen drohte, so konnte man sicher sein: in dem Augenblick, da die Gesichter sich erhellten und Professor Meißel aus Glas klopfte, um eine seiner berühmten Reden zu schwingen, — da wurde ein durchgehobener Blindarm gemeldet oder ein Luftröhrenschnitt, wir zogen unsere weißen Röcke an und ließen die anderen allein.

In Vollnacht hatten unsere Vermundeten eine Schnitelfank gemacht mit eigener Feldmusik, zünftig wie aus dem Schützenrabben. Die Instrumente, Brummfaß aus Holz und Saiten, waren selbst gefertigt. Da wurde jeder von uns durchgehobelt, und man erhielt, was für einen scharfen Blick die Leute für unsere Schwächen hatten. Sie hatten den Stiel umgedreht: die Patienten vermöbelten die Aerzte; vielleicht hätte man solch einen Umkehrtag alle Jahre vorher einfügen sollen in der hohen Politik, — es gab Lufkung, einen Auslaß.

Früh schon hatten wir Aerzte Weisung bekommen, uns im Ausbruch eines guten Feldmuff, zünftig wie fremden, nörkter zu meiden, hatt der Weisheitsgebungen deutsche zu gebrauchen. Man hätte es nie für möglich gehalten: der Jopf der Wissenschaftlichkeit, der Unverfärslichkeit, der Mißmach aus Griechisch, Latein wurde kurzerhand abgeschritten. Und es ging glänzend. Man sah, daß eine Tracheotomie nicht بهتر heilte als ein Luftröhrenschnitt. Es hatte, wie ein Weisheitsstein, so ein Weisheitsstein gegeben, eigens erfunden, um nicht verstanden zu werden und gefühllich genährt von den Herrkellern unserer Mittel und Arzneien, den heimischen Fabriken.

Deutsche Heile Welle während des Krieges hätte nachher noch anfallen sollen, sie hatte mit Unfug aufgeräumt, auch das Wort adieu wurde weggeschwemmt, — der Umkehr von 1918 und die Folge brachte einen Rückschlag: Verbrüderung mit allem Fremden, die Internationalität. — Ich liebte die deutschen Worte und Buchstaben, wie sie Schiller und Goethe gebraucht hatten, ich litt unter der neuen Sprachverlosterung und wußte mich mit Arztkameraden von Ruf eins, mit Schleich, Bis, Erwin Tief, wenn ich nun für die Mutterprache und Mutterchrift vom Veder zog.

Damals hatte Sauerbruch in Singen am Hohentwiel seinen Vaden aufgemacht: eine Sonderabteilung von Gliederverletzten, denen der noch wirkende Muskel am Stumpf erhalten und leistungsfähig gemacht werden sollte. Er führte uns mit Dr. Stabler von Singen die neue Stumpfbehandlung in Konstanz vor, und ich schrieb sofort darüber eine kleine Abhandlung; aber ich hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Ich hatte im Frühjahr 1915 einen Aufsatz geschrieben: „Alle guten Geister in der Schweiz“, der dort hart eingeschlagen hatte; denn ich hatte die Geister von Tell, Winkelried, Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer angerufen, die uns heute wenig wohl gefimmt sein würden als urdne Alemannen; und das hatte drüben nicht gefallen. Ich mußte nun meine Arbeit der Militärbehörde vorlegen und erhielt sie — getrichen zurück. Es war nichts zu machen: ich heckte im Soldatenrod.

Unzere Lage im Feld wurde gedrückter, — ihr Widerhall sprang durch Frisidvermündete auf unser Lazarett über. Ich erhielt Schmachbriefe ohne Namen. Um unieren Leuten noch anderes zu bieten als Blut und Wunden, ent-

schloß ich mich, ihnen vorzutragen. Und so sahen wir eines Abends im großen Saal, ich hatte alles zusammengeliebt, was einfache Seelen erwidern konnte. Zunar klopfte mir das Herz, — es waren deutsche Dichter, hinter die ich mich stellte vor friegsmüden Soldaten, Villencron, Falke, Dehmel. Das war meine allererste Vorlesung, 1916, und ich hätte nie gedacht, daß ich noch einmal in alle Lande hinausziehen würde, um meine eigenen Werke vorzutragen, die Deutschen draußen zu sammeln, zu werben für ein gänzlich zusammengebrochenes Volk. —

Im Sommer 1917 legte mich eine Gollenblasenentzündung nieder, auch die Niere spulte: wir waren in heruntergekommenem Ernährungszustand. Da griff Karl Schläyer ein, Professor der inneren Medizin, Oberstabsarzt, der Nierenkiesler, mit dem mich tatenfrohe Vubenjahre verbunden (unsere Mütter waren Schwwestern und wir haben viel verwandte Saiten in uns klingen; er unterfuchte mich in Stuttgart, und ich kam, weil die Zylinder nicht weichen wollten, ins Offizierslazarett nach Heidelberg.

D ihr Bekannten Wege um Königstuhl und Neckar, In alter großer Wandervogel! Ich fand unter frischer Jugend, Jungen und Mädel, gekehrte ihrem „Guftrat“ an, — der Guftrat war kein überflüssiger ägyptischer Strom mit Krokodilen, sondern nach berühmten Müttern der „Etern und Freundschaft“. — Aber man sprach mir dort zu viel. Man redete sich die Köpfe rot, nirgends erkand eine Tat. Ich habe nachmals den „Wandervogel“, nach Jrs- und Birzjahren, schäßen gelernt und einen Wiederholer der Weisung im „Urlaub von Gott“ gegeben, — auf einem großen Zing im Freien sprach ich 1926 vor 8000 „Mütern und Jalten“. —

Wir hatten unseren Gürtel sehr eng geschnallt. Man hatte das Mindestmaß von Kalorien berechnet, das der Mensch brauchte, um zu leben, — aber wir bekamen in Deutschland noch viel weniger. Das Hungerjahr 1917 hätte mir Frau und Kinder vernichtet, wäre ich nicht in Heidelberg gewesen. Sie hatten nichts mehr zu nagen und zu beißen in ihrem Dorfe. Es war jene Zeit, da der Bauer hartfärsig geworden war und die Butter lieber ans Wagenrad schmierte als daß er sie uns anderen gö. Meine Kinder bekamen nicht einmal Magermilch, — man brauchte sie für die „Säule und Käble“, — es geht ihnen heute noch nach. Sie haben ihr Leben lang daran zu tragen. —

Wir hatten nicht gelernt, wie es später der Staat mit tausend Verordnungen lehrte nach dem Umfura, zu umgehen, zu betriegen. Wir hielten uns an die Vorschriften. Man mußte später feststellen, daß dieser Staat selbst das Rechtsgefühl im Volke untergrub, und daß alle Buberi auf seine Schultern zurückfiel.

Wir waren nicht Selbstverloster wie die Danern; als Städter auf dem Land sollten wir Zuschüsse bekommen an Lebensmitteln. Aber wenn Wraupen für uns eintrafen, so gingen wir fast leer aus, denn sie wurden an alle verteilt, auch die Bauern, die im Ueberfluß saßen. — Es wurde fleißig für Lebensmittel ausgegeben, — sie schwammen plötzlich im Fieflsch, und da sie nicht wußten, wohin mit dem Segen, so konnten wir Verhungerten es ihnen abtaufen. — So hatten wir weder die Vorteile der Bauern noch der Städter, und saßen zwischen zwei Stühlen. — Da konnte ich in Heidelberg holländischen Käse aufreiben, — er war frei, — und jede Woche ein Paket nach Hause schicken: meine Leute waren getretet.

Unter der Pflege der Heidelberger gemas ich, so daß ich den Dienst in Konstanz wieder aufnehmen konnte. Mein Boot lief mit vollen Segeln in den alten Hafen ein.

Zwanzig Jahre STAHLHELM

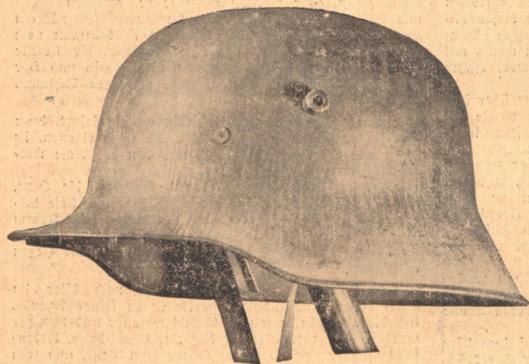
Die ersten deutschen Stahlhelme vor Verdun und Douaumont

Als im Februar 1916 die deutschen Angriffstruppen vor Verdun beschlammig die Spitzen ihrer Helme abschrauben mußten, ahnten sie noch nicht, daß sie wenige Wochen später die Fackelhaube, die in fast sieben Jahrzehnten einen himmlischen Wert gewonnen hatte, mit dem einfachen grauen Stahlhelm vertauschen würden.

Eines schönen Tages waren sie da — die ersten 30.000 Stahlhelme, die das Eisenhüttenwerk in Thale soeben angeliefert hatte. Mißtrauisch beäugelten die Leute diese neue „Dunkelkugel“, wogen sie in den Händen und stellten fest, daß dieses Ding doch verdammt schwer sei, aber doch immerhin eine recht gefällige Form habe. Und dann — Kinder — Stahl — Stahl!! In diesem einen Wort lag die ganze Begründung, weshalb die Truppen, die doch sonst jeder Neuerung skeptisch gegenüberstanden, sofort Vertrauen zu dem neuen Stahlhelm gefaßt hatten. Der einfache Soldat, der hier draußen seine Pflicht für das Vaterland erfüllte, hatte keine Ahnung von den technischen Berechnungen, von Härtezahlen in Brinell-Einheiten, von Kilogramm-Festigkeit und Auftriebskraft. Er empfand rein gefühlsmäßig, der neue Stahlhelm ist „richtig“. Und er war „richtig“, wie er im Verlauf des Krieges tausendfach beweisen konnte.

Die alten „Schallern“

Wenn man sich heute im Berliner Zeughaus oder in den anderen Waffenkammern unserer Großstädte unsere alten, handgeschmiedeten Reiterstahlhelme aus dem 15. Jahrhundert, die sogenannten „Schallern“ betrachtet, so kommen einem diese zum Teil merkwürdig bekannt vor. Bei manchen Helmen ist eine große Ähnlichkeit mit unserem heutigen Stahlhelm unverkennbar. Und doch sind es erst etwas über 20 Jahre her, daß ein deutscher Professor der Technischen Hochschule in Hannover den moder-



Der deutsche Stahlhelm

aus Chrom-Nickel-Stahl in 42 Arbeitsgängen hergestellt

nen deutschen Helm erfand und dadurch vielen, vielen Kriegskameraden das Leben rettete.

Der deutsche Stahlhelm — heute das Sinnbild der neuen deutschen Wehrmacht und einer mehrheitlichen Männlichkeit — ist ein Meisterwerk deutschen Erfindergeistes und deutscher Wertarbeit. Die Stahlhelme unserer Gegner im Weltkrieg waren in bezug auf Material, Konstruktion und Herstellung weniger gut.



Der erste Stahlhelmtäger des Weltkrieges, Kriegsmaler Professor Ernst Bollheer, in einem Selbstbildnis vom 12. Oktober 1915

Der erste deutsche Stahlhelmtäger des Weltkrieges

Wenn man nun heute, nach 20 Jahren, der Geschichte des deutschen Stahlhelms nachgeht, so führt man zunächst auf den ersten Stahlhelmtäger der deutschen Armee.

Es war am 12. Oktober 1915 im vordersten deutschen Graben in den Vogesen, nahe dem Schragmünster. Die Kampfhandlungen hatten soeben begonnen, die ersten Granaten sausten in die deutschen Stellungen. Da erhob sich vorichtig ein Kopf über den Grabenrand, feierhaft arbeitete ein Mann mit Pinzel und Farben. Es war der Kunstmaler Ernst Bollheer, der, vom Großen Generalstab zugelassen und vereidigt, hier einen Teil seiner weltbekannten Kriegsbilder malte, von denen sich etwa 1200 Stück im Besitz der NSDAP befinden. Vom Generalkommando hatte er gerade die Abarbeitung eines Stahlhelms erhalten, da er bei seiner lebensgefährlichen Arbeit besonderen Schutz benötigte. Dieser „Helm“ bestand aus einer überaus schweren Stahlplatte, die auf einer gepolsterten Samtkappe ruhte.

Bollheer malte im Graben. Immer wieder sah er über die Brustwehr. Plötzlich verpörrte er einen starken Schlag gegen den Helm. Ein Granatsplitter prallte mit voller Wucht gegen die Stahlplatte, sprang ab und verletzte die linke Gesichtseite des Malers nur leicht. Der Burtsche, der mehr erschrocken war als Bollheer selbst, hielt dem Maler einen kleinen Taschenspiegel vor das Gesicht. Instinktiv griff der Verwundete nun abermals zum Pinzel und schuf so sein bekanntes Selbstporträt. Das Bild des ersten deutschen Stahlhelmtägers des Weltkrieges.

St. Quentin, August 1915

Wochen vorher tobten schwere Angriffe in der Gegend von St. Quentin. Ein glühend heißer Tag neigte sich seinem Ende zu. Die Wagen mit den Verwundeten ratterten über die holprigen Straßen zum Lazarett des Ortes, in dem die Ärzte schweigend ihre harte Pflicht verrichteten.

Im großen Operationsaal stand der bekannte Chirurg Geheimrat Prof. Dr. August Bier, Obergeneralarzt des XVIII. Armeekorps, bei einer schwierigen Kopfoperation. Wieder hatte ein winziger Granatsplitter den Schädel eines Frontkämpfers durchschlagen und sich im Gehirn festgesetzt. Er sollte nun mit Hilfe eines Elektromagneten entfernt werden, den der Hauptmann der Artillerie beim Stab der Etappeninspektion II, Friedrich Schward, im Zivilberuf Professor an der Technischen Hochschule in Hannover, beschafft hatte und mit dessen Einstellung er gerade beschäftigt war.

Prof. Schward sah hier mit eigenen Augen, daß fast 80 v. H. aller Kopfverletzungen durch Geschossplitter verursacht wurden. Meistens durch so kleine Granatsplitter, die deren Größenverhältnisse in einem vollkommenen Gegenmaß zu ihrer Durchschlagkraft und zu den fürchterlichen Folgen standen.

Die Geburtsstunde des deutschen Stahlhelms

Zu später Nacht stiegen die beiden Männer das Lazarett. Als erster durchbrach Prof. Schward die nachdenkliche Stille, die beide nach diesem aufregenden und arbeitsreichen Tag umspangen hielt. Er gab in knappen Worten seiner Verwunderung Ausdruck, daß die Heeresverwaltung die kämpfende Truppe nicht durch die Einführung eines geeigneten Stahlhelms schütze. Geheimrat Bier griff diese Idee auf, er verlangte aus ärztlichem Grunde einen Helm, der auch das Gesicht, insbesondere die Augen bis zur Nasenwurzel und auch die Halsschlagader bedecken könnte. Nun berichtete Prof. Schward dem Chirurgen von seiner Idee eines



Französischer und italienischer Stahlhelm

einfürigen Helms aus Chrom-Nickel-Stahl. Er verbürgte sich gleichzeitig für die Möglichkeit der Gestaltung und der Massenfertigung solcher Helme.

Geheimrat Bier — begeistert von diesem Vorschlag — gab die Anregungen dieser Nacht an das Kriegsministerium weiter. Oberstleutnant von Feldmann, der damalige Chef der Bekleidungsabteilung, erkannte sofort den Wert der Schward'schen Erfindung. Er unterstützte in eifrigster und großzügiger Weise dieses Projekt und hat somit an der erfolgreichen Durchführung wesentlichen Anteil. Er übertrug Prof. Schward die Vollmachten für die Arbeiten.

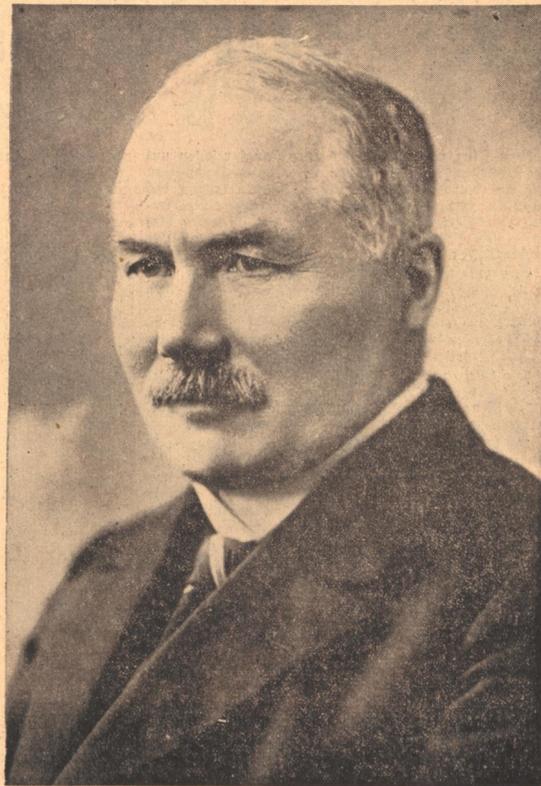
Das historische Telegramm

Der 1. September 1915 war der denkwürdige Tag in der Geschichte des deutschen Stahlhelms: Ein Telegramm des Kriegsministeriums rief Prof. Schward „in der Angelegenheit Metallhelme“ nach Berlin. Auf der Fahrt nach der Hauptstadt entstand am 17. September 1915 jene erste Skizze, die den ursprünglichen Gedanken zur Form wiedergibt. Erst gelegentlich der späteren Auftragserteilung erfolgte eine feine Veränderung des Nackenschutzes, die einen gradlinigen Verlauf desselben vorschlug.

Die Versuche

In eingehenden Beratungen wurde nunmehr die genaue Legierung des zu verwendenden Materials festgelegt. Die schon empfindlich spürbare Rohstoffknappheit erforderte entsprechende Berücksichtigung. Es blieb aber von vornherein bei dem in Vorschlag gebrachten Chrom-Nickel-Stahl, um nicht durch Schwierigkeiten mit nickelreichem Material Zeit zu verlieren. Trotzdem wurden im Laufe des ersten Jahres auch nickelfreie Helme — etwa 10 v. H. der Gesamtanfertigung — hergestellt, welche jedoch die Widerstandsfähigkeit des Chrom-Nickel-Stahls nicht ganz erreichen konnten.

Einer bekannten deutschen Firma gelang es zugleich, ein einwandfreies Material zu liefern, das sich vor der thermischen Behandlung ohne allzu großen Ausschuß im Zieprozeß formen ließ. Dem Chrom-Nickel-Stahl wurde etwa 1,5 bis 2,0 v. H. Seltium beigegeben.



Professor Friedrich Schward, der Erfinder und Konstrukteur des deutschen Stahlhelms

In 42 Arbeitsgängen erfolgte nunmehr die Herstellung der Probehelme. Schon 8 Wochen nach der Berufung Prof. Schwards aus dem Felde erfolgte der Beschuß — die probeweise Beschickung — der ersten Helme.

Kummersdorf

In der sehr kurzen Zeit von Anfang September bis Mitte November 1915 wurden nicht nur alle Vorarbeiten erledigt, sondern 400 Probehelme standen auf dem Schießplatz in Kummersdorf zur Verfügung. Unter Leitung von Oberst Kerting erfolgte nunmehr der Beschuß in Anwesenheit des Erfinders, eines Vertreters der Obersten Heeresleitung (Oberstleutnant Bauer), des Geheimrats Bier, des Oberstleutnants von Feldmann und einer großen Anzahl hoher Offiziere der verschiedensten Dienststellen. Diese Probebeschickung war ein großer Erfolg für den Erfinder und seine Mitarbeiter, denn es zeigte sich einwandfrei, daß der 1 Millimeter starke Helm die Schrapnellkugeln aus dem in nächster Nähe vor dem Ziel freitretenden Geschöß abhielt.

In der denkwürdigen Sitzung der Teilnehmer am Beschuß, am 23. November 1915, erklärte General von Wrisberg, der Chef des Allgemeinen Kriegsdepartements, daß er dafür wäre, den Helm sofort einzuführen, und zwar nicht nur als Grabenkampfmittel, sondern auch als Marschhelm.

Nun wurde ein offizieller Beschaffungsantrag durch General von Dven dem Kriegsminister General Bild von Hohenborn eingereicht. Kurz darauf traf der Beschluß zur Beschaffung der ersten 30.000 Helme im Kriegsministerium ein.

Anschließend erhielt das Eisenhüttenwerk in Thale den Auftrag zur Lieferung der ersten 30.000 Stück, die nun, im Februar 1916, bei den Kampftruppen vor Verdun zur Verteilung gelangten.

Die begeisterteste Anerkennung der Kameraden war der beste Beweis für die Güte des Materials und für den praktischen Wert der neuen Erfindung. Kurz darauf wurde mit der Massenfertigung begonnen. Im Verlauf der weiteren Kriegsjahre ergab es sich, daß der deutsche Stahlhelm der weitaus beste des Weltkrieges war.



Engländer und Amerikaner trugen den Stahlhelm aus englischem Hartstahl

ding. Kurz darauf wurde mit der Massenfertigung begonnen. Im Verlauf der weiteren Kriegsjahre ergab es sich, daß der deutsche Stahlhelm der weitaus beste des Weltkrieges war.

Wer war der wirkliche Erfinder?

Im Zusammenhang mit der Erfindung des Stahlhelms wird neuerdings der Name des im Jahre 1902 verstorbenen Rüstmeisters Marx genannt. Es wird sogar behauptet, daß er als der eigentliche Erfinder des deutschen Stahlhelms anzupreisen sei. Dies entspricht jedoch nicht den historischen Tatsachen. Ein Modell des Stahlhelms wurde seinerzeit bei dem Fösgürtlermeister C. E. Junders in Berlin hergestellt. Bei dieser Firma war der Rüstmeister Marx tätig, und er hat nach den Angaben von Prof. Schward das erste Modell des Stahlhelms aus Metall gezogen. Unabweislich hat er sich durch seine Arbeit ein Verdienst um die Ausrüstung der deutschen Armee mit Stahlhelmen erworben. Der eigentliche Erfinder und Konstrukteur ist — wie die Akten des Kriegsarchivs ausweisen — Prof. Friedrich Schward. Alexander Bengisch

Abschied von der Sinaiwüste

Erzählung von Richard Euringer

Zum Flug von Birseba bis zum Kanal reichten unsere Sechshundertank, obgleich sich gewigte Feldpiloten nicht auf die Benzinpumpen verlassen, sondern erstens das Einfließen, zweitens aber auch den Verbrauch einigermaßen kontrollierten. Für einen Flug nach Kgypten hin ein — also hinter den Suezkanal — reichten die Sechshundertank nicht.

Nun aber hatten zwei Kameraden beschlossen, den Nil zu überfliegen und das englische Hinterland durch einen Flugzeugbesuch zu ehren. Sie wollten die Pyramiden sehen, Kairo ein deutsches Flugzeug zeigen, einmal in Afrika gewesen sein und verschiedenes Dienstliche. So bedurften sie der Stappe.

Der Chef genehmigte den Flug und rücte ein zweites Flugzeug heraus, Benzin in der Wüste bereitzustellen, so daß sie nach beendeter glücklicher Rückkunft ihren Vorrat auffüllen und den Flugplatz erreichen könnten.

Da ich schon nicht von der Partie war, übernahm ich den Zubringerdienst. Eine Gefahr war nicht dabei. Ich hatte zwar kein Maschinengewehr, ich nahm auch keinen Beobachter mit, sondern meine Last Benzin, aber ich machte die Augen auf, schlimmstenfalls eben auszureichen, ehe es zu einem Luftkampf käme.

Wir kannten die Wüste damals genau; so vereinbarten wir den Platz, eine jener wenigen Stellen, wo ein Flugzeug landen kann, ohne im Sande zu versinken.

Die zwei Waggons hielten ab. Friedlich folgte ich nach Stunden.

Es war ein richtiger Spazierflug. Kein Franz kommandierte mir seinen Auftrag, strahlend silberte die See, wabernd glutete die Wüste. Das Gelalgebirge schwamm heran, herrlich wie am ersten Tag.

So genoß man seine Freiheit.

Einmal nichts als Flieger sein! Einmal wie im tiefsten Frieden wieder die Maschine lieben, dieses wunderbare Ding, das auf jeden Druck gehorcht!

Schwerelos zog ich dahin, ganz mir selber überlassen, ein Wesen, das Zeit hat, Raum unendlich, in allen Höhen, allen Tiefen, voll der glückseligen Einsamkeit dieser weitverlegenen Weite.

Das ist wie Schlaf. Der Motor dröhnt die große Stille. Und die Drähte fliegen mit.

Spät entschloß ich mich zu landen.

Man haucht immer, wenn man in den Sand taucht, wie mahrsinnig die Wüste glüht, kommt man aus dem frischen Luftzug.

Die Kanister lud ich aus, harrte sie, wie wir abgemacht, und bezeichnete die Stelle.

Meiner Arbeit also ledig, kostete ich meinen Tag aus. Der einmal mitternachts, Hunderte von Kilometern Wüste und nichts sonst um sich, solche Einsamkeit geschmeckt hat, weiß, wie zauberhaft sie ist. Der Fuß fühlt keine Luft mehr zu gehen, das Auge, allzu grell glühend, möchte nur die Lider zutun, und das Ohr will nichts als lauschen.

Dazu kam der Tropfen Wehmut, ohne den das Glück nicht voll ist: Wir, die wir dieses Land erschlossen, das vor uns nichts als Wüste war, wir, die wir es so jah verteidigt, wußten damals: es ging zu Ende. Von feiner feinen Wüste aus, überreich an Material, an Tanks und Tommies, an Schiffen und Schienen, an Gold und Geld und Reiter, drängte der Feind uns Schritt für Schritt aus der Halbinsel zurück, trotz aller Opfer, aller Taten. Wir hatten unsere Pflicht getan. Wir hatten eine Uebermacht angefallen und gefesselt, ein gewaltiges Heer gebunden fernab von der deutschen Heimat, die Entscheidungsschlachten schlug. Aber nun tat der Abschied weh.

Jeden kümmerlichen Dorn, der da in der Oede frauchte, grüßte meine Hand noch einmal. Morgen schaltet hier der Feind. Morgen, wenn es ihm gefällt, schlägt er hier sein Lager auf, vorgetrieben von Schwadronen, von Transportschiffen ernährt, umhüllt von Draht, starrend von tragbaren Maschinengewehren, gepökt mit Kanonen und Wüstenspulen.

Es war noch Trost, daß ich nicht heimlos. Es war, als seien wir heut noch da, heute, nicht gar fern vom Feind, und doch Herr noch dieser Wüste; einmal noch, ein letztesmal, wenn denn schon zum letztenmal.

Ich schnallte mich, ich warf den Kopf ab, ließ mich von der Sonne schmoren. Ich wälzte mich einmal noch in den Dünen, riß mir Tamarisken aus, sammelte von den Kristallen, die der Mensch so leicht im Sand nennt, nahm mein Frühstück unterm Tragged.

Jetzt bleibst du, bis sie wiederkommen, sagte ich mir; denn schau, es weht nicht! Es „staubt“ nicht. Dem Motor geschieht nichts. Du kannst deinen Kopf darüber bedecken für alle Fälle. Dann setzt sich der Sand nicht in die Ventile. Und dann fliegen wir zusammen, fliegen heim, sie fliegt voran, und du als Nachtrab hinterher, wie's dem Zubringer gebührt.

Aber da ich mich erhob, staubte die Wüste sonderbar. Und es ich fachte, was geschah, war da ein Hausen Kavallerie, Tommies, Englische Reiterei!

Starten ist eine Kleinigkeit. Man muß nur den Propeller durchdrehen, wenn der Anläufer nicht anläßt. Oder ein wenig Benzin einspritzen. Dazu hat man solch Kännchen bei sich. Zerstört macht das alles der Monteur. Der Pilot schaltet Zündung aus, gibt Gas — nicht zuviel — und der andere dreht. Es kann auch der Beobachter machen. Wenn er da ist.

Er war nicht da.

Und der Motor sprang nicht an.

Er war nicht verrot. Er sprang nur nicht an. — Das kommt vor. Es ist nicht gefährlich. Man muß sich nur die Zeit nehmen, vom Führerfuß wieder vorzuturnen, noch einmal einspritzen und dann durchdrehen.

Ich könnte jetzt fluchen und behaupten: die Tommies waren schon so nah, daß sie mir hätten helfen können. — Nein, sie waren nicht so nah; sie waren noch kilometerweit entfernt. Leider hatten sie mich gesehen.

Und wenn nicht ich, so doch mein Flugzeug. Möglicherweise in der Luft. Höchstwahrscheinlich im Spiralkreis. Vor der Landung. Nun hatten sie Auftrag, das Ding zu suchen, das in die Dünen abgetaucht war. Mit Panne! Ein Fraß für schmelzende Kavallerie.

Wir haben verabschiedlich geschminkt in der Wüste, bei 50 Grad, aber so wie im Moment hab ich nie vorher geschminkt. Kam ich nicht los, so schnappten sie mich. Mich, und den Rumpfer, nein: zwei Rumpfer; denn dann

schnappten sie das Benzin auch, und das wiederkehrende Flugzeug . . .

Ober zünde ich den Karren an? —

Dann ist alle Hoffnung hin. Das Flugzeug ist hin. Der Brennstoff ist hin. Selbst wenn ich entkomme hinter Dünen. Ich kann mit meiner Armeepistole einem Mann das Gesicht zerfrieren. Dann aber ist Schluss. Eh die Tragödie liquidiert ist, kommen die andern, die vom Nil, ahnungslos vielleicht zerfleddert, ohne Munition im Gurt, mit leerem Tank . . .

So gab es nur eins: ich mußte los! Schon schwärmte die Patronelle aus. (Denn es war nicht das englische Heer, nicht die englische Reiterei. Es war noch keine halbe Schwadron. Vielleicht waren es zwanzig Reiter, vielleicht dreißig.) Nun schwärmten sie aus, in breiter Kette, tra-

ben, so gut es sich im Sand traßt, die Flügel gestaffelt, vor und zurück, den Karabiner in der Faust!

Dier will ich jungen Menschen sagen, was mich dieser Krieg gelehrt hat. Er hat mich gelehrt, daß der nicht umkommt, der irgend etwas noch zu tun hat, das sein muß um der Sache willen. Oder daß er doch dann nicht umkommt, wenn er weiß, was noch zu tun ist, ehe sein kleines Schicksal „aus“ sagt.

Ich mußte los. So kam ich los. Ich ließ sogar in erzwungener Ruhe meinen Motor erst tüchtig laufen, daß er mir keinesfalls aussetzte oder nachlasse beim Start. Ich schleppte den immerhin schweren Rumpf so herum, daß ich einigen Anlauf hätte. Den Waffentrod packte ich auf den Sitz, klemmte mich drüber, schnallte mich fest, rücte die Brille ins Gesicht. Und so, mit 1500 Touren, raste ich, acht Meter hoch, hinter meiner Düne vor mitten auf die

Tomnies los, daß die Gänge sich entsetzten. Und weiter, weiter ohne Umschwenken, haarscharf über den Wüstenand — denn ein niederes Ziel verschwindet, ohne Kurve, ohne Wägen, einfach weiter, dem Kanal zu, zitternd im Muskelkrampf, Zähne verbissen, Ellenbogen starr am Leib, Kopf gebückt, aufpassend, nur aufpassend, daß das Rad den Sand nicht freisetzt (denn dann baut es dich in Klump), in der einzigen Erwartung: kommt der Schuß, der doch noch Schluss macht?

Ich weiß nicht, was sie mir nachgeschickt. Wie ein wildgewordener Schatten raste ich den Sand entlang. Dann hob ich mein Maschinengewehr, herauf in höhere Ebenen, und klickte die Rafe in die Sicht, und dann habe ich das getan, was Ruben tun, wenn sie ausgehakt, und merken, daß nichts mehr poßiert: ich machte es! und spuckte hinunter auf die Herren mit dem Karabiner, nicht aus allernächster Nähe und nicht als „unbewegliches Ziel“, aber mit der Schamlosigkeit, die dem Flieger eigen ist. Damit lodte ich sie fort, am Narrenschiff, auf's Gebirge zu, im Zickzack, ganz nach Lust und Laune, niederstürzend wie zerbrochen, aufstehend und weiterfliegend, ein flatternder Fittich, der zur Hand reißt. So lodte ich sie von meinem Startplatz, von meinen Kanistern, von unfremdem Benzin, endlos weit durch die riesige Wüste. (Ich hoffe, sie verankern im Sand.)

Ich hoffe, sie haben nach diesem Mitt die Luft verloren, Flieger zu fangen.

Mummelfix

Eine Trollgeschichte aus dem Schwedischen / Von Ingeborg von Fichard-Årfwedsen

Es war an einem Spätsommerstag vor vielen hundert Jahren. Zu dieser Zeit wimmelte es von Trollen und anderen Ungetümern und die Riesen schleppten in den Wäldern umher und schnitten sich große Baumstämme als Zahnstocher ab. Mitunter vertrieben sie sich die Zeit, indem sie einige Berge nahmen und sie um die Wette schleuderten, und da sie immer nach Süden warfen, ist die Provinz Smoland so bergig. Und hier und da stampften sie die Erde herunter und dort bildeten sich Seen, wenn es regnete, und sie mußten in Edermanland einen richtigen Regentanz aufgeführt haben, weil es dort so viele Seen gibt.

Aber eigentlich wollte ich gar nicht von den Riesen erzählen, sondern von etwas ganz anderem. Westlich von dem gewaltigen Donnerberg lag der große Knirbelwald und in dem gab es besonders viele Trolle. An diesem Spätsommertag lag der Troll Mummelfix auf einige knorrigen Baumwurzeln vor feiner Höhle. Mummelfix war ein richtiger Troll, das konnte jeder sehen, sein Haar sah aus wie Sauerkraut und sein Gesicht war so verrottet und verknorpelt, daß sogar seine Stammesverwandten ihn einen Wesfelslag nannten, und das will nicht wenig sagen. Seine Rafe war noch länger, als die der anderen, seine Ohren waren die größten des ganzen Waldes und sein Mund war so breit,

daß die Mundwinkel sich bestimmt im Genick getroffen hätten, wenn Mummelfix gelacht hätte, aber dieses Risiko wollte er nicht auf sich nehmen. Darum lachte Mummelfix nie, allerhöchstens lächelte er ein klein wenig mit einem Mundwinkel, aber das kam alle hundert Jahre einmal vor.

Da sah er nun, der Mummelfix, und dachte über sein Schicksal nach. Er war ganz einsam, niemand wollte mit ihm verkehren, und auf die Dauer war es sehr langweilig, nur auf sich selbst angewiesen zu sein.

Mummelfix war richtig traurig. So viel er auch den anderen Trollen half und bei ihnen arbeitete, so bekam er doch kaum einen Dank dafür. Und wenn sie Einladungen hatten und gebotene Kräfte mit Frostschlagsgemüse und andere feiner Trollegerichte aßen, stand der arme Mummelfix hinter einem Baumstamm und sah verstockt zu, wie es den anderen schmeckte.

Einmal ging er zu einem kleinen Teich, um zu baden. Da beschaute er sich in dem Wasserpiegel, ob er wirklich so fürchterlich häßlich war, wie die anderen Trolle sagten.

An einem Nachmittag war er wieder auf dem Weg zum Teich. Als er in die Räfte kam, hörte er eine krächzende, heisere Stimme um Hilfe rufen. Er ging ans Ufer und guckte sich vorsichtig um. Zuerst konnte er gar

nichts sehen, aber plötzlich entdeckte er zwischen Schilf und Schlingpflanzen schon halb im Sumpf stehend, ein graufig verschrumptes Gesicht. „Das ist bestimmt noch häßlicher als meines“, dachte Mummelfix. Er streckte seine beiden Pfoten aus und nach vielem Hin und Her hatte er endlich eine richtige Hexe aus dem Schlamm herausgezogen.

Das es eine Hexe war, sah Mummelfix sofort, denn ihre Haare waren noch struppiger als seine eigenen, sie sahen wie ein Reißgebens aus, und von der Nase wollten wir lieber gar nicht reden. „Schönen Dank, schönen Dank“, freischte die Hexe, „du bist der Einzige, der der alten Schurmpelle helfen konnte. Und ich werde nicht undankbar sein. Komm hier her, so oft du kannst, dann wirst du schon sehen.“ Und damit verschwand die Hexe spurlos, wie nur Hexen es können.

Von dem Tag an ging Mummelfix noch öfter im Teich baden, und plötzlich merkte er zu seiner Freude, daß die Mungeln in seinem Gesicht weniger und weniger wurden, aber vielleicht war das nur Einbildung. Jedenfalls ging er nun, so oft er konnte zum Teich, und zum Schluss mußte es der ganze Wald, und der alte Uhu rief: „Seht nur den Mummelfix an, wie pudsel er geworden ist! Schuhu — schuhu!“

Da lachten alle, vom Bären bis zur kleinsten Fledermaus, nur Mummelfix lachte nicht. „Wartet nur, ihr Trollgesindel“, dachte er. „Der Tag wird kommen, an dem Mummelfix über alle Trolle des Waldes herrschen wird.“ Aber er sagte nichts, sondern baß den anderen Trollen so viel er konnte. Er arbeitete Tag und Nacht, jahraus, jahrein.

Eines Abends ging er wiederum zum Teich, und da bemerkte er wirklich eine große Veränderung. Sein Haar war wohl immer noch borstig, aber das konnte man ja mit einem Fischgrätenkamm glätten. Aber der Mund war kleiner geworden, beinahe noch kleiner als der der anderen Trolle, die Nase war nicht mehr annähernd so lang, und die Ohren waren zur Hälfte zusammengeschrumpft. Seine roten Triefaugen hatten Glanz bekommen, mit einem Wort, Mummelfix war auf Trollart direkt schön geworden.

Aber was war die Ursache dieser Veränderung? Mummelfix arbeitete jede Woche darüber nach. Eine Woche bei den Trollen ist nämlich daselbe wie eine Sekunde bei uns gewöhnlichen Sterblichen.

Als er abends wieder einmal badete, klappte eine leise Stimme:

„Wie schön du bist, Mummelfix!“

Wer in aller Welt konnte das sein? Mummelfix sah sich nach allen Seiten um, aber es war niemand da. Er schaute in das dunkle Wasser und sah sein eigenes Trollgesicht, das kam mehr ein Trollgesicht war. Und wieder hörte er die Stimme und jetzt wußte Mummelfix, wer mit ihm redete. Es war der Teich.

„Warum du so schön geworden bist, Mummelfix? Das Geheimnis kann ich dir verraten. Du bist der bravste Troll im Umkreis von siebenhundert Trolleweilen, und das ist es, was dich vermagert hat. Gehe heute abend zum Fest und zeige dich den Trollen, dann wirst du schon sehen!“

Mummelfix dankte, verbeugte sich und ging, und er merkte, daß sein Trollschwanz nicht mehr so lange hinter ihm herflatterte.

Und abends gab es eine große Heberausung, als Mummelfix plötzlich beim Fest erschien. Zuerst waren die Trolle natürlich ganz verblüfft, aber dann hätten ihr sie hören sollen!

„Schaut nur den Mummelfix an!“ — „Aber nein, das ist doch nicht der häßliche Mummelfix!“ — „Natürlich ist er es!“ so schrien und lärmten sie durcheinander.

Mummelfix aber kümmerte sich nicht darum, sondern schaute nur die schöne Tochter des Bergtrolls an mit ihren moosgrünen, lodigen Haaren und er hatte nur noch den einen Gedanken, sie zu eringen und König über die Trolle zu werden.

Und ehe der Mond siebenmal aufgegangen war, hatte Mummelfix des Bergtrolls Tochter zur Frau. Die Hochzeit übertraf sämtliche vorhergehenden Feste im Knirbelwald und Mummelfix wurde am meisten von allen anderen gefeiert. — Und als der alte Bergtroll gestorben war, wurde Mummelfix König und regierte insolge seiner Güte sein Land lange und weise. —

Manchmal kann man einen Troll sehen, der sich in einem Teich oder einer Quelle badet, um sich zu waschen. Vielleicht gelinst es ihm, aber da muß der Troll erst genau zu brav und hübscher sein wie Mummelfix. Das gefah, wie schon gesagt, vor vielen hundert Jahren bei den Trollen im Knirbelwald.

Der gehörnte Flossmeister

Von Willi Steinborn

Oder auch Alois der Gehörnte — weil unter Freunden der Vorname gilt, nicht der Titel, der für die Fremden ist, damit sie die rechte Achtung nicht vergessen — von den Tagen ab, die einer gewissen denkwürdigen Nacht folgten, sprach man plötzlich nur noch in solch grobartig klugvollem Spott von ihm, mit ihm, untertänig, Diener, Exzellenz! immer das Zeichen des Höfens erzwählend. Die Hörner verschwanden zwar wieder mit einiger Zeit, er war nun nicht sein ganzes Leben ein wirklich Gehörnter, aber die Erinnerung blieb bei denen, die ihn damals gesehen hatten, die wurde nicht dünn und dünner wie die Hörner allmählich, sie erhielt sich frisch in ihrem Glanze und ließ sich so wenig verdecken, auch in späten Jahren, wie einstmals die zweifelhafte Beule an der Stirn des Flossmeisters; drum ist der Beiname geblieben, und so konnten auch wir Jungen erfahren, wie sich alles zugezogen hatte. Freilich, wie die Einzelheiten des Geschehnisses selbst offenbar wurden, ist Geheimnis geblieben.

Alois war, wie viele in jenen Zeiten, ein wohlhabender Mann geworden, ein Mann mit Geld, und als er das beschloß, hatte er danach getrachtet, Rücken zu erlangen, und auch dies war ihm schließlich zu erwerben gelungen — beim Wirt jedenfalls zunächst und beim Glasermeister; bei jenem bis zum allgemeinen Zusammenbruch, dem selbst die Fischerei nicht überall entging; bei diesem bis zu dem Tag, an dem er zuerst mit den Hörnern angetroffen wurde, denn da gab er eine noble Gemohnheit auf, der er, der Glasermeister zum Nutzen, lange und mit Leidenschaft ergeben gewesen war.

Der Flossmeister pflegte nämlich nach seiner Heimkehr aus dem Wirtshaus sich noch für zwei Augenblicke im Kurstort zu äßen, ehe er sich ins Bett wälzte. Jedesmal, wenn er also endlich im Hause war, ging er erst in die Wochentube, ließ sich auf die Dienban nieder und entledigte sich seiner Stiefel, der Nagelgeschirren, und die polterten nacheinander auf die Dielen, das erregte sein Herz. Dann scharrte er sie mit den Zehenspitzen zu sich heran und bückte sich nach ihnen. Glaubt aber nicht, er machte das Unbequeme, den Rücken krümmen, um sie nun ordentlich nebeneinander zu stellen, an die Tür auf die Matte etwa, nein, es gefiel ihm anders: er hob sie auf und warf sie durch die zwei Fenster der Türe, den rechten durch das rechte, den linken durch das linke, in den Garten hinaus, und die Scheiben lagen so wohl des Morgens auch im Garten, völlig zertrümmert, die großen, prächtigen, kein Scherben mehr drauß, daß es ein rechter Sommer war um das viele Geld täglich, und der Glasermeister legte schon ein Bündlein an.

In dieser Weise beschloß Alois, Flossmeister, jahrelang seine Tage, trinkend, schlafend, und sein Ruhm hing an, sich in der ganzen Gegend auszubreden, der reure, und wieviel würde er noch kosten, bis er sich allenthalben sonst in der Welt gefehigt hätte? Aber da kamen die Ereignisse jener Nacht, die ihm fortan bis über sein Ende hinaus einen dauernden, strahlenden Ruhm verschafften, der so wenig Aufgaben zu seiner Erhaltung erforderte, daß der Glasermeister sein Schürzenband wieder zweimal um den Leib wickeln mußte.

Alois war länger als gewöhnlich ausgeblieben, weil sich seine großen Worte nicht hatten erschöpfen wollen über die Welt, die verkehrte, über Gott, den Klappegreis, über den Teufel, wer lacht nicht?, den Kinder-, Weiberfurcher, der sich an Männer nicht herantraut, der — überhaupt nicht ist, natürlich, Faust auf den Tisch, Wied in die Munde, haha, und so war es denn etwas mehr Bier als sonst geworden, drum glaubte er am nächsten Tage, er hätte übel geträumt, doch es war kein Traum gewesen, er brauchte nur an seine Stirn zu greifen. Er hatte auch diesmal auf der Dienban sitzend die Stiefel ausgezogen und zuerst den rechten in den Garten befördert, aber der war nicht draußen geblieben; durch die gleiche Öffnung kam er heringeflogen und prallte gegen die Stirn des Flossmeisters. Der war so eräut und überrascht, daß er vergaß, den linken zu schleudern. Kopfstüttelnd, offenen Mundes sah er da, und erst nach einer guten Weile fand er sich erneut zur Tat hin und ließ den anderen Stiefel seine Bahn durch das ihm vorbehaltene Fenster ziehen — den wieder Erschienenen rührte er nicht an — aber zugleich schwirrte auch der zweite zurück, herein in wohlgerundetem Bogen, und knallte ebenfalls gegen Alois' Stirn, rechts seitwärts neben die Stelle des ersten.

Dieses Doppelergebnis erschütterte nicht nur den Schädel des Flossmeisters, sondern auch merklich seine Seele; er verlor Würde und Haltung, er klemmte sich von seiner Bank empor, hob die Hände gegen die schwarzen Vögel in den Fenstern und wich zurück, bis er die Wand im Rücken fühlte. Ganz fest drückte er sich an und schob sich bis zur Schloßstube zurück. Dort hielt er eine Minute inne, schaute hilflos um sich, als hätte er sich an und schob sich wieder und wäre nun schon so gut wie ein Gefangener jener zwar unsichtbaren, doch schmerzhaft wirklichen Macht, die dranhin lauern mochte und vielleicht bereits sich angedacht, durch ein Fenster einzuzugleiten, auf ihn zuzugehen, ihn zu packen — ja, und deshalb war es das Beste, sich, da kein Ausgang mehr offen schien, zuvor schon wie ein demüthiger Gefangener zu gebärden, das verdrängte womöglich den Zugriff, das — aber plötzlich riß die Schloßstube auf, klemmte sich hindurch, rief sie zu und klemmte sich dagegen.

„Alois, rief er, Alois, komm hilf, Alois!“ — und in das aufstammende Licht hinein — es gibt ihn doch einen Bösen, ich habe zwar anders gesprochen, Alois, zu Unrecht anders, von ihm, und er ist jetzt nebenan, Alois . . .

„Alois, rief er, Alois, komm hilf, Alois!“ — und in das aufstammende Licht hinein — es gibt ihn doch einen Bösen, ich habe zwar anders gesprochen, Alois, zu Unrecht anders, von ihm, und er ist jetzt nebenan, Alois . . .

„Alois, rief er, Alois, komm hilf, Alois!“ — und in das aufstammende Licht hinein — es gibt ihn doch einen Bösen, ich habe zwar anders gesprochen, Alois, zu Unrecht anders, von ihm, und er ist jetzt nebenan, Alois . . .

„Alois, rief er, Alois, komm hilf, Alois!“ — und in das aufstammende Licht hinein — es gibt ihn doch einen Bösen, ich habe zwar anders gesprochen, Alois, zu Unrecht anders, von ihm, und er ist jetzt nebenan, Alois . . .

„Alois, rief er, Alois, komm hilf, Alois!“ — und in das aufstammende Licht hinein — es gibt ihn doch einen Bösen, ich habe zwar anders gesprochen, Alois, zu Unrecht anders, von ihm, und er ist jetzt nebenan, Alois . . .

„Alois, rief er, Alois, komm hilf, Alois!“ — und in das aufstammende Licht hinein — es gibt ihn doch einen Bösen, ich habe zwar anders gesprochen, Alois, zu Unrecht anders, von ihm, und er ist jetzt nebenan, Alois . . .

„Alois, rief er, Alois, komm hilf, Alois!“ — und in das aufstammende Licht hinein — es gibt ihn doch einen Bösen, ich habe zwar anders gesprochen, Alois, zu Unrecht anders, von ihm, und er ist jetzt nebenan, Alois . . .

STRASSEN in der WELT

Die Wilhelmstraße

Der große Baumeister Preußens, der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I., ist der Schöpfer der Wilhelmstraße. Mitten im

diesen Befehlen und sie schildert, wie der König es sich nicht nehmen ließ, seiner Lieblingschweizer das Fleisch zu schneiden und



Eine historische Aufnahme der Wilhelmstraße aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts

einigen Berliner Stadtviertel, den erst die Hohenzollern durch kühne Baupläne und systematische Kultivierung zum Herzen Berlins machten, liegt sie.

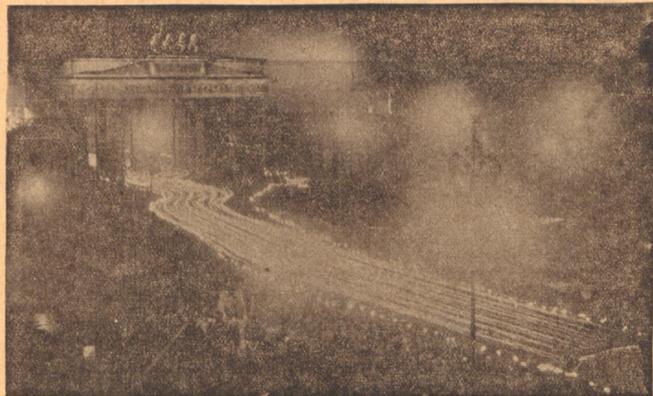
Friedrich Wilhelm I. erreichte auch diese Gründung durch so drastische wie wirksame Maßnahmen. Große Volksteile und führende Finanziers wurden von dem König unter mehr oder minder sanften Druck genommen, um dieser Straße repräsentative Bauten zu geben. Die Bauherren waren nicht immer begeistert von der Notwendigkeit des Bauens in der Wilhelmstraße und begriffen nicht immer, warum dem König so sehr an diesen repräsentativen Palästen gelegen war. Der König verlangte aber nicht nur Opfer, er schenkte auch den Unternehmern das Baugrund, den Grund und Boden. Zu den hervorragendsten und ersten Schloßherren der Wilhelmstraße gehörte der französische Baron Vernezobres. Er war Engländer und mußte seines Glaubens wegen sein Vaterland verlassen. Aber es glückte ihm, seine immensen Kapitalien nach Preußen mitzunehmen. Er erbaute das Palais Prinz Albrecht. Friedrich der Große kaufte den Miesebau nach dem Tode des französischen Barons für seine Schwester, die Prinzessin Amalie von Preußen. Auch der große Preußenkönig war oft zu Gast in der Wilhelmstraße bei seiner kranken schwerkranken Schwester, der Prinzessin Amalie. Die Hofdame der Prinzessin, Gräfin Dönhoff, erzählt sehr anschaulich von



Der Führer nimmt in der Wilhelmstraße den Vorbeimarsch der SA-Chrenstürme am Neujahrstag ab

das Brot. Allerdings war diese brüderliche Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit nicht immer ohne Schattenseiten für die Prinzessin, denn der König schnappte sehr hart und ununterbrochen. So konnte es nicht ausbleiben, daß manchmal Schnupftabak zwischen Fleisch und Brot geriet, so daß die Prinzessin nur mit Mühe Hustenanfälle unterdrücken konnte.

Der große preussische Architekt Schinkel war der eigentliche Schöpfer und Umformer des Baues. Er hat auch die schöne, große Kolonnade, die heute den Abschluß der Kochstraße bildet, geschaffen. Doch im Zeitalter Friedrichs des Großen war die Wilhelmstraße niemals der Ausgangspunkt deutscher Politik. Die Politik, die Preußen groß und mächtig machte, sie wurde erdacht in Sanssouci, in den einsamen Stunden von Potsdam. Zur Straße, auf die die Welt lauschte, zur Straße, die den Erdball mitregierte, wurde die Wilhelmstraße eigentlich erst durch die Wirksamkeit Otto von Bismarcks. Seit 1862 regierte er von der Wilhelmstraße aus, und von Jahr zu Jahr wuchs das Ansehen Preußens. Befehdet und angegriffen zu Beginn seiner staatsmännischen Tätigkeit von einflussreichen Claqueurs und Gruppen wuchs sein Ansehen, und bald war die Wilhelmstraße so bekannt in der Welt wie die Downing-Street oder die Tuilerien oder der Kremlo oder das Weiße Haus. 1876 siedelte Bismarck vom Auswärtigen Amt in der Wilhelmstraße in die Reichskanzlei über. Den Höhepunkt seiner Macht erlebte der große Kanzler 1878 beim sogenannten Berliner Kongreß, als Deutschland dank der genialen Politik Bis-



Der große Fackelzug des 30. Januar

marcks zum Schiedsrichter über die Politik der Welt geworden war. Da konnte man die Wilhelmstraße als Gehirn des Erdballes gewissermaßen und mit allen Nerven gebete Premierminister des englischen Reiches, Lord Beaconsfield, lauschte den Rathschlägen und Vorschlägen des eisernen Kanzlers.

Als Bismarck im Jahre 1890, nach dem Konflikt mit Wilhelm II., überhäufig und überreizt das Kaiserpalais verlassen mußte, brachte ihm eine nach Tausenden zählende Menschenmenge ergreifende Ovationen der Treue und des Mitgeföhls. Kaum konnte sich die Cavalcade, die den Kaiser aus dem Bereich seines genauen Wirkens entführte, einen Weg bahnen. Diese Kundgebung war die erste politische Willensäußerung, die erste politische Demonstration in der Wilhelmstraße.

Als Wilhelm II. am 17. Oktober 1918 in feldgrauer Uniform im offenen Auto das Kaiserpalais verließ, ahnte er wohl selbst noch nicht, daß es das letzte Mal sein würde, daß er in dem historischen Palais geweiht wurde. Vierzehn Tage später knatterten die Maschinengewehre in der Wilhelmstraße, tönend die Schritte einer fanatisierten Menge durch den grauen, nasskalten Novembertag. Die Zeit des Zusammenbruchs, die Zeit der Schmach, war gekommen.

Die Volksbeauftragten waren mehr als einmal wie die Mäule in der Falle von ihren eigenen entseelten Anhängern gefangen. Und nach dem Scheitern des Reiches, nach den blutigen Bürgerkriegen 1918 und 1919 folgte das Regiment der parlamentarischen Marionetten. Nicht mehr in der Wilhelmstraße wurde das Schicksal Deutschlands bestimmt, sondern in den Couloirs des Reichstages. Waren die

Volksbeauftragten Gefangene der Straße, so wurden die Minister und Kanzler des Zwischenreiches Gefangene der Fraktionen.

Die Osterdämmerung der Reichshaber des parlamentarischen Systems begann, als am historischen 28. April 1925 Hindenburg zum Reichspräsidenten gewählt wurde und feierlich in die Wilhelmstraße einzog. Langsam erstarrten wieder jene Kräfte, die Deutschlands Wiederaufstieg vorbereiten sollten. Die Wilhelmstraße, in der der verehrungswürdige Generalfeldmarschall als Oberhaupt des Deutschen Reiches regierte, war wieder ein deutscher Begriff geworden.

Als am 30. Januar 1933 Adolf Hitler aus der Hand des Reichspräsidenten von Hindenburg die Reichskanzlerschaft entgegennahm, erlebte die Wilhelmstraße ihren größten Tag. Am Abend, als Adolf Hitler vom Kaiserhof in die Reichskanzlei übergeführt wurde, marschierten Zehntausende und aber Zehntausende SA-Männer durch die ehrwürdige Straße, ihre Fackeln erhellten die historischen Gebäude, der Marschschritt der Massen dröhnte durch die Nacht, sie besitzerten an dem Feldmarschall und dem Gezeiten der Weltkrieges vorbei. An den Fenstern der Reichskanzlei stand Adolf Hitler, umgeben von seinen Mitarbeitern, am Fenster des Reichspräsidentenpalais stand der ehrwürdige Reichspräsident von Hindenburg. Der Jubel und die Freude der Massen kannte keine Grenzen.

Seit diesem historischen Fackelzug dröhnten noch oft die Schritte der Reichsbataillone durch die Wilhelmstraße, um Adolf Hitler zu ehren und zu huldigen. Die Wilhelmstraße ist nun auch wieder ein Faktor der Weltpolitik geworden. Die Wilhelmstraße hat wieder das Ohr und den Respekt der Welt.

Wunder aus der Welt der Wellen

Warum sieht man die Wärmestrahlen nicht? — Strecken von 13 Millionstel Millimetern — 14 000 Farben im Licht — Tanzen nach unhörbarer Musik

Seit der Rundfunk seinen Einzug in die Wohnungen gehalten hat, wissen selbst Menschen, die in der Physikstunde immer verständnis- und interesselos dagelegen haben, mit technischen Dingen glänzend Bescheid. Ein- und Zweifreisensprecher, Superhet, voll-dynamischer Lautsprecher sind geläufige Begriffe und im Reich der Wellenlänge kennt man sich selbstverständlich aus: Lange und kurze Wellen werden souverän beherrscht, ja selbst die ultrakurzen, — wenn der Apparat mittelt. Es wäre eine Beleidigung, fragte man einen Hörer, ob er sich unter Wellenlänge etwas vorstellen kann. „Na, hören Sie mal! Da nehme ich einen Wasserpiegel und werfe einen Stein hinein. Wo der trifft, rührt er das Wasser auf, so daß Bewegungen kreisförmig über die Oberfläche laufen: sie hebt sich und senkt sich. Die Erhebungen sind dann die „Wellenberge“, die Vertiefungen die „Wellentäler“. Mit dem Abstand von einer „Wellenlänge“ zur nächsten habe ich die „Wellenlänge“. Solch ähnliche Wellen machen die von der Antenne geleiteten elektrischen Schwingungen in der Luft, — aber auch das Licht, das von einer Lampe ausgeht oder die Wärme, die aus dem Heizkörper strahlt.“

Die Schallwellen ebenfalls zu der Verwandtschaft gehören! Das liegt daran, daß alle diese „Strahlen“ zwar als Wellen die Luft, das Wasser oder feste Gegenstände durchdringen, aber sehr verschiedene Längen haben und mit unterschiedlicher Schnelligkeit schwingen. So haben die Radiowellen bekanntlich Längen von mehreren Tausend Metern, während die längsten, bisher gemessenen Wärmestrahlen nur Wellen von 0,33 Millimetern erreichen. Sie liegen damit schon im Gebiet des Lichtes, freilich der „infraroten Strahlen“, also der Lichtstrahlen, die das Menschenauge noch nicht, sondern erst z. B. die Photoplatte „sehen“ kann. Die anderen, nun schon nicht mehr sichtbaren Lichtstrahlen, die „ultraviolethen“, haben dagegen nur noch Wellenlänge zwischen 4/10 000 und 13/1 000 000 Millimetern. Sie reichen so an das Gebiet der alles durchdringenden Röntgenstrahlen, die noch kürzere Wellenlängen haben. — Man lache sich vorzustellen: Strecken, die kürzer sind als 13 Millionstel-Millimeter!

Zwischen 8 und 4 Zehntausendstel Millimetern

Besonders überraschend an dieser Skala, wie klein das Wellenlängenbereich des sichtbaren Lichtes ist: Bei den Radiowellen werden heute Längen von 20 000 Metern wie von nur 6 oder 7 Metern mit gleicher technischer Sicherheit benutzt, während die Lichtstrahlen sich mit Wellen von höchstens 8 und wenigstens 4 Zehntausendstel-Millimetern begnügen.

Töne als Explosivstoffe

Alle Stoffe, die ihrer Anlage nach überhaupt schwingen können, haben nämlich eine

„Eigenschwingung“; sie schwingen deshalb mit, wenn in ihrer Nähe ein Gegenstand mit der gleichen Schwingungszahl Wellen aussendet: eine Violinstimme schwingt mit, wenn eine andere neben ihr angezupft wurde. Man kann auch ein Weinglas zum Klängen veranlassen, wenn man in der Tonhöhe hineinragt, in der es beim Anstoßen ertönt. Singt man aber zu kräftig hinein, so schwingen die Glasmoleküle immer härter mit und schwingen schließlich auseinander: Das Glas zerbricht. So können die Schallwellen alle Stoffe durch Mitschwingen in ihrem Gefüge zerbrechen, wenn diese nur eine Eigenschwingung besitzen. Der Chemiker vermag z. B. schon mit den hohen Tönen eines Streichinstrumentes den „Eigentone“ von Jodstickstoff zu treffen und kann die Jodstickstoffmoleküle durch intensives Schwingen „explodieren“ lassen.

Viele Stoffe schwingen aber unhörbar, weil mit mehr als 20 000 oder weniger als 16 000 Schwingungen pro Sekunde. Deshalb kann man auch das Licht oder die Wärme nicht hören! — Um ihren „Eigentone“ treffen zu können, mußte man künstlich Infrarot- und Ultravioletten erzeugen. — Kurzlich entdeckte die Physik, daß Platten aus Quarzkrystal, die man stark zusammenpresst, plötzlich an einer Seite positiv, an der anderen negativ elektrisch geladen sind; beim Auflösen des Druckes zeigen sie umgekehrte Ladung. Macht man die Platten aber durch Stromzuführung künstlich positiv und negativ elektrisch, so besetzt sich die Quarzkrystalplatte aus, oder zieht sich zusammen. Nun legen die Techniker solche Quarzkrystalplatten zwischen isolierte Elektroden an leitendem Material, — nach Art eines Kondensators, wie ihn jeder Radioapparat enthält, — und schicken Wechselstrom in die beiden Deckplatten. Dadurch werden sie positiv bzw. negativ aufgeladen, je nachdem, wie der Strom wechself. Der ge-

wöhnliche Lichtstrom in den Wohnungen wechself die „Pole“ meist 100mal in der Sekunde; der Polwechsel läßt sich aber durch entsprechende Einrichtungen beliebig vervielfachen. Auch sich die Quarzkrystalplatte unter der Induktion zu mehrere tausend Malen in der Sekunde zusammenziehen und wieder ausdehnen, so setzt sie die umgebende Luft oder Flüssigkeit in entsprechende Schwingungen: Es entstehen Ultraschallwellen.

Tödliche Töne

Auf diese Weise ist es möglich, die Eigenschwingung aller Stoffe zu treffen, die sich chemisch in Lösungen abspalten lassen, und so deren Gefüge zum Platten zu bringen. Man kann z. B. feste Molekülverbindungen, wie etwa Schwefelwasserstoff, auseinanderreißen und den Schwefel ablösen. Auch als Zerkleinerer lassen sich die Ultraschallwellen verwenden. Das lichtempfindliche Bromsilber, das früher nur verhältnismäßig grobkörnig in die „Emulsion“ der Photoplatte eingelagert werden konnte, wird jetzt durch die Schwingungen aufs feinste in der Gelatine verteilt der Photographie verdankt also die feinstkörnige Negative, die sich fast unbegrenzt vergrößern lassen, den hochschwingenden Schallwellen. Aber auch organische Stoffe werden durch die Ultraschallwellen revolutioniert: Kleine, einzelne Zellen, Infusionslösungen, Fischlaich, ja sogar Blutkörperchen zerplatzen bei bestimmten Schwingungszahlen. Die Technik hat schon in den letzten Jahren es sich nicht abgeschloffen, daß man auch Bazillen auf diese Weise wird abtöten können. Da auch Erweichung unter dem Einfluß der Ultraschallwellen gerinnt und Fettsäure in Emulsion zerfällt, werden sie ein vorzügliches Hilfsmittel beim Herstellen von Salben geworden. Alles tanzt nach den Klängen dieser für uns Menschen nicht hörbaren Musik.

Die Filmamateure rüsten

Von Dr. Hans Plaumann

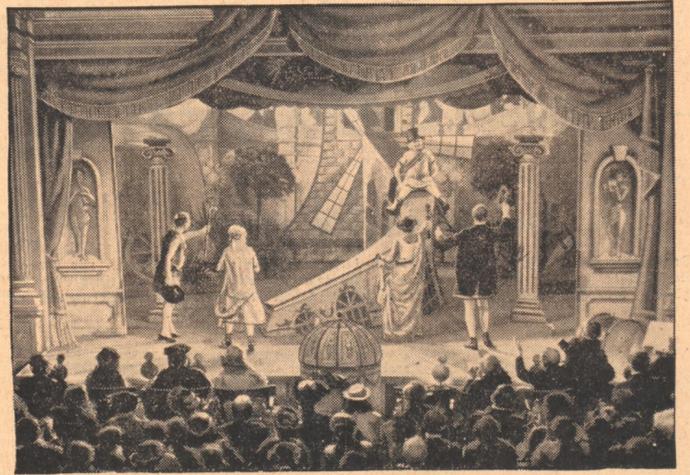
Geschäftsführendes Vorstandsmitglied des Bundes deutscher Filmamateure

Der Internationale Wettbewerb um den besten Amateurfilm, der seit einer Reihe von Jahren von den großen nationalen Amateurfilmverbänden der Welt regelmäßig durchgeführt wird, findet diesmal in Verbindung mit den Olympischen Spielen in Berlin statt. Es ist nicht nur bedeutungsvoll, daß diese Veranstaltung zum ersten

Leistungen in der Schilderung von ländlichen Sitten, von der Arbeit der Landschaft und von ähnlichen Themen gegeben, die alle das behandeln, was man allgemein unter „Kulturfilm“ versteht.

Zur Vorbereitung des Internationalen Wettbewerbs, der gleichzeitig mit einem Internationalen Kongreß verbunden wird, sind

fassen können. Der Int. Amateurfilmkongreß hat nicht nur ideale, sondern auch wirtschaftliche Bedeutung, denn er gibt der deutschen Schmalbildindustrie, die eine führende Stellung in der Welt einnimmt, Gelegenheit, ihre Ergebnisse den prominenten Vertretern des Auslandes, die man hier erwartet, vorzuführen. Aus diesem Grunde hat sich auch die Reichsfilmkammer der Veranstaltung angenommen und ist an der Vorbereitung unmittelbar beteiligt. Der Kongreß findet vom 23.-29. Juli statt und wird in den Räumen der Kameradschaft der deutschen Künstler in Berlin abgehalten. Mehr und mehr finden die Arbeiten der Amateure in der breiten Öffentlichkeit und auch in der Filmindustrie Beachtung, denn man hat erkannt, daß man von den hervorragenden Erzeugnissen der Amateurfilmstätigkeit wertvolle Anregungen erhalten kann. Darüber hinaus kommt dem Amateurfilm international steigende Bedeutung zu insofern, als ein reger Austausch von Amateurfilmen dazu beitragen kann, das Verständnis der Völker untereinander zu vertiefen. Deshalb wird auch gerade dieser Punkt auf der Tagesordnung des Kongresses stehen; es soll den Regierungen empfohlen werden, alle nur denkbaren Erleichterungen zu gewähren, um den internationalen Amateurfilmaustausch zu fördern.



Eine Szene aus dem neuen Film „Der Raub der Sabinerinnen“.

(Europa, R.)

Wie der „Raub der Sabinerinnen“ entstand

Zwei Menschen — ein Gedanke

Ein Briefwechsel aus dem Jahre 1885, von Franz und Paul von Schönthan

In einem vergifteten Buch, dem „Wiener Künstler-Zetelamerone“, finden wir über die Entstehungsgeschichte des „Raub der Sabinerinnen“ von Robert Adolf Stemmler bei der Tobis-Europa erneut verfilmt wurde, folgenden Beitrag der Brüder Franz und Paul Schönthan:

Schandau, den 8. August 1885.

— Ja, mein Lieber, Du hast recht, hier ist es gut sein. Ich finde hier an einem Tage mehr Ruhe als in Wien im ganzen Jahre, und doch: auch in diesem Glück fehlt der Schatten nicht. Und das hat die ungeliebte, indiscrete Kurliste, die meine Gegenwart verriet, auf dem Gewissen. Gestern beluchte mich eine vornehme Dame aus Rumänien, die in Dresden lebt und — dichtet. Das andere kannst Du Dir denken. Sie hatte einen weißen Hembrandt-Gut auf dem Kopf und ein blaues Manuskript unter dem Arm, beides von überraschenden Dimensionen. Das Manuskript enthielt nach meiner ungefähren Schätzung ein und einhalb Rilo fünfzigjährige Famben: „Der Raub der Sabinerinnen“ stand darüber in der schönsten Schriftdruckart, weißblauer Tinte. — Anbetrachtungsweise war die Römertragödie vom Wiener Hofburgtheater zurückgewiesen worden und da die Dichterin die Güte hatte, sich zu erinnern, daß ich am Wiener Stadttheater den Posten eines Oberregisseurs angenommen hatte, empfahl sie mir ihr Schmerzenskind für unsere Bühne. Umloos verfuhr ich ihr zu beteuern, daß das Stadttheater gar nicht der Boden für derlei sei, daß meine Besürwortung sich hier als total ohnmächtig erweisen würde, sie sich keinen Führer und entwarf mir zunächst durch den schrecklichen Einwand: „Haben Sie nicht auch Arria und Messalina von Spielbagen gegeben?“ „Von Wilbrandt“ fortgierte ich — „Ach ja, die beiden verwechselte ich immer, denn leben Sie —“ Und so ging's achtzehn Minuten lang weiter, die etwas exzentrische Frau verwechselte alles. Endlich entfernte sie sich, nachdem sie mir das felerliche Versprechen erteilt hatte, daß ich das Manuskript sofort lesen und ihr heute meine Ansicht darüber mitteilen werde. Wenn soll ich sie aber auf den Hals heben, ohne zu beschämen, mich ewig mit ihm zu verfeinden — das kann höchstens der Bruder dem Bruder verzeihen, ich nannte ihr Deine Adresse. — Sie wird Dich aufsuchen — am Ende ist sich jeder selbst der Nächste. Franz.

mo sie eben herkam — und schickte seinen an Franz von Schönthan gerichteten Brief mit den Worten „Schickst Du mir Deine Dichterin, schicke ich Dir meine Dichterin. Sawa qui peut.“

Franz schreibt an Paul darauf:

Schandau, 16. August 1885.

„Jetzt fängt die Sache an, mir Spaß zu machen. Gestern mittag kam die Dichterin der Römertragödie mit einem schleierum-

von der Probeaufführung in D. etwas zu halten. Was begehrt diese Frau von mir? Ich soll den Generalintendanten Hülsen zu bewegen suchen, nach D. „hinüberzuführen“. „Der Raub der Sabinerinnen“ soll in D. bereits fleißig probiert worden sein, allein zum ersten Akt wurden zehn Proben „mit Bequiffen“ gehalten. Es ist nämlich der Akt, in welchem das Gastmahl beim König Titus Lattus vorkommt. Alles auf Kosten der Verfasserin. — Vergeblich suchte ich die Abneigung Sr. Excellenz des Herrn von Hülsen gegen das Reiten als eine unabweigliche hinanzustellen, endlich ließ sie sich unseren Intendanten ausreden, „dann müssen aber Wilbrandt oder Laube dabei sein!“ drohte sie; wenn ich sie recht verstanden habe, will sie den Titus Lattus dem Wilbrandt auf den Leib geschrieben haben! Wenn alle Weichen richtig gestellt sind, ist sie morgen ungefähr um neun Uhr abends wieder in Schandau, wo sie Dich dringend bitten will, Laube und Wilbrandt nach D. zu bringen; sie hält dies für eine notwendige Konsequenz Deiner Bemühungen um die Probeaufführungen. Gott, was hat diese Frau heute wieder für einen Hut getragen. Paul.

Telegramm aus Schandau

Empfange soeben Deinen Brief und suche meine einzige Rettung in der Flucht. Verneue nächsten durchkommenen Kurierzug nach Wien. Franz.

Postkarte

Wien, Samstag früh.

Soeben glücklich angekommen. In der Nacht habe ich einen guten Einfall gehabt. Diese ganze Geschichte mit Frau v. W. und ihrer Römertragödie ist ja eigentlich ein superber Lustspielstoff. Ich sehe mich morgen hin und sehe, was daraus zu machen ist. Franz.

Postkarte

Berlin, Sonntag früh.

Diese Rumänin mit ihrem „Raub der Sabinerinnen“ hat mich auf die Idee gebracht, ein lustiges Stück mit Bezug auf die komischen Ereignisse zu schreiben. Will dieser Tage an die Arbeit gehen. Paul.

Telegramm

Berlin, Sonntag früh.

Unsere Karten haben sich gekreuzt, unsere Ideen begegnet. Ich lasse Dir das Vorrecht und trete zurück. Paul.

Telegramm

Wien, Sonntag früh.

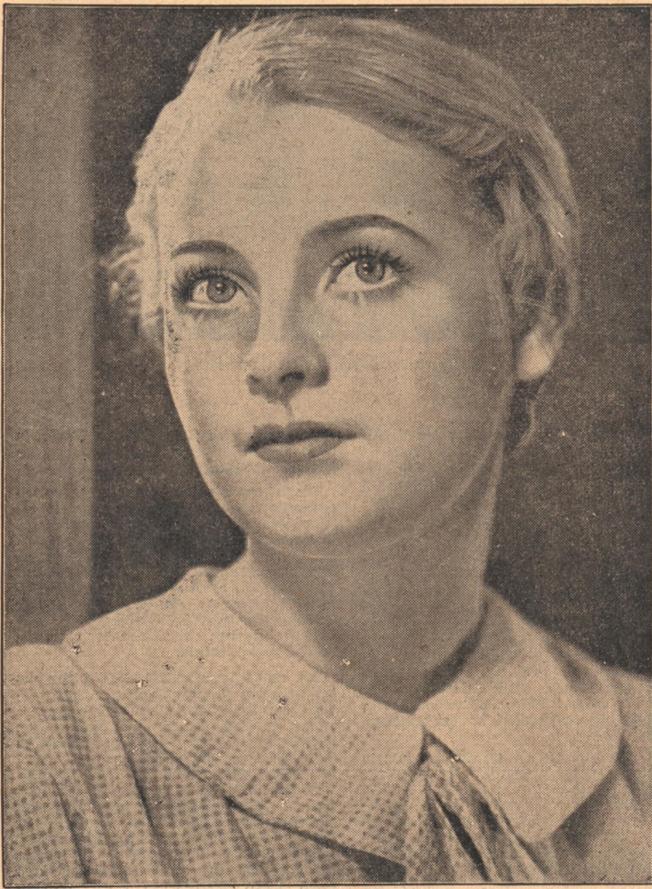
Kein Gedanke, mir schreiben das Stück zu geben. Titel: „Der Raub der Sabinerinnen“. Franz.



Ha — eine Locke

in einem duftenden Liebesbrief!

Ob — ich arme, betrogene Frau — „mein liebes Männchen“ mit einem haarträubenden Verlehen! Aber hätte das gedurft ich habe meine Koffer... und die junge Frau Dr. Neumeister (Lide Sefad) diebit



Das Gesicht der jungen Schauspielerin Irene von Meyendorff „Die letzten Vier von Santa Cruz“

Phot. Ufa.

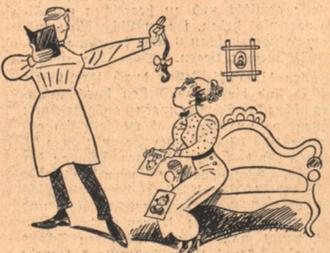
Male in Berlin durchgeführt wird, sondern ihre näheren Umstände sind gleichfalls interessant. Zum ersten Male wird auf diesem Kongreß von jeder teilnehmenden Nation eine Auswahl der besten Filme des Landes eingereicht werden, die durch einen nationalen Ausschreibungswettbewerb ermittelt wurden. Bisher waren die Nationen an diese Voraussetzungen nicht gebunden, wenn es auch allgemein üblich war; derartige Ausschreibungswettbewerbe durchzuführen. So kann man z. B. das Ergebnis des letzten internationalen Wettbewerbs in Barcelona, bei dem bekanntlich Deutschland mit seinen Filmen den zweiten Platz unter 16 Nationen erringen konnte, nicht in vollem Umfange als maßgebend betrachten, denn drei Nationen, die auf dem Gebiet des Amateurfilms mit führend sind, England, Desterreich und Japan, waren überhaupt nicht vertreten, während eine Reihe anderer Nationen keine Bestsergebnisse eingelangt hatten.

Für die deutschen Filmamateure wird es also einen schweren Kampf um die Erhaltung des Platzes geben, den sie in Barcelona errungen haben. Zwar hat man in Deutschland durchaus das Vertrauen zu der Qualität der eigenen Leistungen, zumal Spitzenfilme wie „Eine kleine Königstragedie“, die im vorigen Jahre berechtigtes Aufsehen erregten, kaum überboten werden können, aber die Amateure des Auslandes sind den deutschen immer etwas voraus dadurch, daß die Entwicklung in ihren Ländern nicht im gleichen Maße durch die besonders schweren Wirtschaftskrisen, die wir haben durchgemacht müssen, beeinträchtigt wurde. Dazu kommt, daß man im Auslande, insbesondere in den romantischen Ländern, eine ausgesprochene Neigung für den Spielfilm hat, während sich der deutsche Amateur mit Vorliebe dokumentarischen Themen wendet. Die Spanier haben z. B. mehrere Kurzspielfilme gedreht, die gedanklich und dramaturgisch viel besser sind als das, was man als Kurzspielfilm meistens im Spielfilm der Kurzspieltheater zu sehen bekommt; sie werden voraussichtlich demnächst auch in Deutschland öffentlich gezeigt werden. Aber auch auf dem Gebiet des dokumentarischen Films sind dem deutschen Amateur im Auslande schwere Konkurrenz entgegen; gerade die Franzosen haben einige außerordentlich gute

nummehr in allen interessierten Ländern Ausschreibungswettbewerbe ausgeschrieben worden, die zum Teil schon zu Ende sind und beachtenswerte Ergebnisse aufzuweisen haben. In Frankreich wurden fünf Filme mit dem großen Preis der französischen Spitzenvereinigungen der Amateurfilmverbände ausgezeichnet und werden wahrscheinlich als Preispräsidenten Frankreichs in Berlin laufen. Es befindet sich hierunter ein Spielfilm „Das Mikageischid des Herrn de la Goujonnière“, in dem mit sehr viel Humor das Pech eines begehrtesten Anglers geschildert wird. Der preisgekrönte Dokumentarfilm gibt einen Ausschnitt aus dem Leben der Binnenfischer auf der Seine. In der Gruppe Trickfilme konnte der „Traum des kleinen Michel“ die Anerkennung erringen, als Reiselife wurde ein Film „In den Bergen“ preisgekrönt und in der Gruppe freie Themen ein Film „Wasserpiele“. Dieses französische Ergebnis ist gerade deshalb sehr interessant, weil Frankreich im vorigen internationalen Wettbewerb den ersten Preis unter den Nationen erhielt und somit als stärkster Konkurrent in Berlin in Erscheinung treten wird.

Für Deutschland war der Schlusstermin für den nationalen Ausschreibungswettbewerb auf den 31. Januar festgelegt worden. Zur gleichen Zeit sind auch die holländischen und sächsischen Wettbewerbe beendet, der englische ist bereits Ende 1985 abgeschlossen, jedoch liegen die Ergebnisse noch nicht vor. In Belgien, Spanien und Desterreich, sowie in Ungarn sind die Ausschreibungen noch im Gange. In Italien, wo das Amateurfilmwesen haaltlich organisiert ist, finden seitdem regelmäßig jährliche Wettbewerbe statt, die dem besonderen Ausschreibungswettbewerb gleich zu achten sind. Aus Japan, dessen Beteiligung feststeht, war über den Wettbewerb noch nichts zu erfahren; es ist möglich, daß Japan seine Filme einreicht, die im vorigen Jahr in Barcelona leider nicht mehr rechtzeitig eintrafen. Die Veranstaltung findet in allen Teilen der Welt reges Interesse. Aus Südamerika, Kolumbien, Argentinien, aus Kanada und sogar aus Australiens liegen Anfragen vor. In den skandinavischen Ländern, in Polen und im Baltan hat der Amateurfilm allerdings bisher noch nicht festen Fuß

In einem schottisch-bunten Rinischhut erschien die Dichterin schon drei Tage später bei Paul von Schönthan in Berlin. Er ermunterte sie, beim Theaterdirektor Georgi in Warmbrunn wegen einer Probeaufführung ihres Stückes vorstellig zu werden — wegen der Empfehlung weiß er sie wieder an seinen Bruder Franz nach Bad Schandau,



Water: Tobis-Europafilm

Trotzdem die kleinen Mädchen „Loden“,

hat „er“ stets widerstanden, doch „sie“, die angehaute Gattin, glaubt es ihm nicht. Dr. Neumeister beschafft sich ein „Vorleben“ — eine Vergangenheit, um den lieben Ehefrieden zu wahren. . . . und schwört damit drohende Gewitterwolken am roten Echemmel herauf

Water: Tobis-Europafilm

Der schönen Verse edler Schwung

erfüllt Rosa mit tiefer Rührung

„Der Raub der Sabinerinnen“, das Jugendwerk des Professors Gollwitz, verstaubt, vergessen, gelunden und unbrauchbar von Emanuel Strieles Schmierentheater.

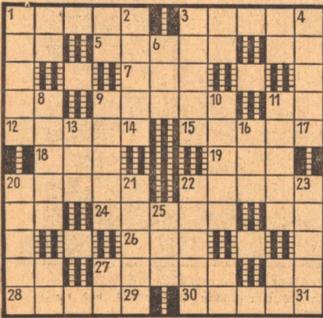
weihen Reisetut wieder in Schandau an, sie erweist mich im Hausflur. Diese Frau besitzt eine Fähigkeit und Energie, die Berge verlesen könnte. Denke Dir: Sie will jedes pekuniäre Opfer bringen, wenn eine Probeaufführung zu ermöglichen wäre, und da fiel mir gerade ein, daß ich neulich bei einem größeren Ausflug drüber in D. einen Schmierendirektor mit acht unverlozten Mitgliefern angetroffen habe; dem Manne kann geholfen werden. Heute nach der Table d'hôte bin ich mit Frau von W. hinübergefahren und habe sie mit dem Direktor bekannt gemacht. Der vielgewanderte Mann begriff sofort die Situation und behandelte meinen Schilling mit dem Respekt, den ihre Opferbereitschaft verdient. Die Verhandlungen wurden im Gasthof, wo die Wimen das Hauptquartier aufgeschlagen haben, gepflogen — und als ich den armseligen „Speisesaal“ geräuschlos verließ, sah sie schon am gedeckten Tisch, umgeben von den acht Mitgliebern, die sich sofort angehtsch der nahenden „festen Jahre“ wie ein Mann Gänsebraten mit Gurkenalat bestellt hatten. Sie hatte das Manuskript aus der Tasche gezogen und begann dem Direktor — der ihr mit einem unläßlich dummen, aber seligen Gesicht zuhörte — vorzulesen. Ich schlich mich durch den Garten davon. Die Frau Direktorin drückte mir beim Tor gerührt die Hand. O göttliche Dichtkunst, so tröstest Du die Bedrückten, erquickst Du die Hungernden — Franz.

Berlin, den 21. August 1885.

„Die Aufhebung der Entfernungen durch die Eisenbahnen ist ein Fluch, Frau von W. ist schon wieder in Berlin, sie scheint wirklich

- Rätselfragen -

Kreuzworträtsel



Von links nach rechts: 1. Regierungsbezirk und Stadt der Rheinprovinz, 3. Figur der Nibelungen Sage, 5. Stadt in der Schweiz, 7. Bodenentfaltung, 9. Tierunterkunft, 12. Fisch, 15. Haushaltsgesetz, 18. Meeresbucht, 19. russisches Gewicht, 20. geometrischer Begriff, 22. Nebenfluß der Havel, 24. Verzeichnis, 26. weibliche Bibelgestalt, 27. Atmungsorgan der Fische, 28. Gesellschaftsklasse, 30. Zeitspanne.

Von oben nach unten: 1. Pflanzschößling, 2. Nagetier, 3. Stadt an der Saale, 4. Strom in Nordwestafrika, 6. Segelstange, 8. französischer Opernkomponist, 9. Teil der Pflanze, 10. Teil des Kopfes, 11. Gehirnwulst, 13. Zeitabschnitt, 16. Fluß in der Steiermark, 20. Wohnung hoher türkischer Staatsbeamter, 21. Blume, 22. Teil des Baumes, 23. Erlaß, Verordnung, 25. Gewässer.

Diagonale: 1-14 Trinkgefäß, 3-17 gute Laune, Stimmung, 12-2 Verkaufsstätte, 15-4 Soolbad in der Provinz Sachsen, 20-29 Meeresungeheuer, 22-31 Volksstamm, 28-21 lautes Geräusch, 30-23 Feigling.

Silberrätsel

Aus den Silben: bah, ben, hel, de, der, dern, e, ed, eg, er, fen, fiard, ge, gen, alex, gold, gra, grid, hau, hef, ih, in, ta, tau, land, le, li, ne, ni, ran, re, rhein, roa, sa, sen, steig, stin, stor, ta, to, ton, u, wertig sind folgende Wörter zu bilden, deren erste und

vierte Buchstaben von oben nach unten gelesen ein Wort von Goethe ergeben.

Die Wörter bedeuten: 1. Platte aus gebranntem glasiertem Ton, 2. Fjord an der schwedischen Küste, 3. Deutscher Schauspieler und Schriftsteller † 1814, 4. Bezeichnung für alten, erfahrenen Mann, 5. Schweizer Kurort im Kanton Bern, 6. Italienische Währung, 7. Kavallerist, 8. Insel im Rhein, 9. Laubbaum, 10. Oper von Wagner, 11. Deutscher humoristischer Schriftsteller † 1905, 12. Stadt im ehemaligen Nordschleswig, 13. Umfellaufbahn, 14. Landwirtschaftliches Gerät, 15. Weiblicher Vorname, 16. Weiblicher Vorname, 17. Ort in Unterfranken, 18. Brotgetreide.

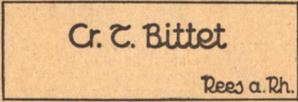
Verstellrätsel

Arber — Store — Baude — Meier — Dinar — Gelse — Falte — Tiere — Garde — Altar.

Die vorstehenden Wörter sind durch Verschieben der Buchstaben in neue Wörter zu verändern. 1. Schlagbaum, 2. Gestalt aus „Cetra“, 3. Teil des Fasses, 4. Gefäß, 5. astronomischer Fußpunkt, 6. Schiffsteil, 7. flaches Materialstück, 8. Entzündungsfolge, 9. Nebenfluß der Nege in Preußen, 10. Amtsstrafe.

Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter nennen einen deutschen Dichter.

Besuchstortenrätsel



Welchen Posten erhielt dieser Herr kürzlich?

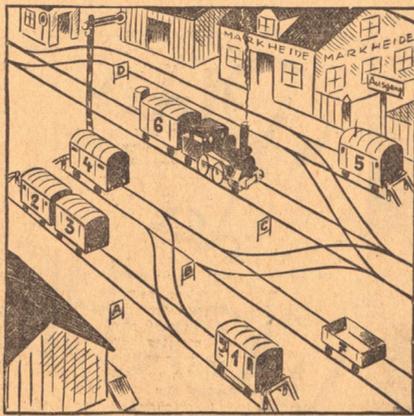
Wer hat richtig geraten?

Rätselpyramide. 1. A, 2. B, 3. C, 4. D, 5. E, 6. F, 7. G, 8. H, 9. I, 10. J.

Spruchrätsel: Spate was, so hast du was.

Gruppenrätsel: Was man von der Minute ausgeht, gibt keine Gelegenheit zurück.

Schachrätsel: Geheimnisvoll! Am letzten Tag läßt sich Natur des Spielers nicht heraus — und was sie dir nicht offenbaren mag, das zwingst du ihr nicht ab mit Bebeln und mit Schrauben!



Eine schwierige Aufgabe

Der Lokomotivführer soll den Laßzug so rangieren, daß die Wagen in der Reihenfolge ihrer Nummern hinter der Lokomotive stehen und der ganze fertige Zug auf dem Abfahrtsgleis c steht. Wie macht er das?

HUMOR

Gespräche im Frühling

Der Frühling ist da. Man sieht im Grünen. Die Vögel zwitschern in den Blütenzweigen. Wie schön ist die Welt!

„Ich habe mich gestern sehr über einen Vogel gefreut — das Herz ging mir auf — es war draußen im Wald — ich saß in einem Waldrestaurant — ganz verdeckt — da sah ich den kleinen Vogel —“
„War es eine bunte Meise?“
„Nein.“
„Eine schwarze Amsel?“
„Nein.“
„Ein rotes Rotkehlchen?“
„Nein.“
„Was dann?“
„Ein braunes Bachstelchen.“

Otto bestellt Obstbäume.
Dittlie blättert im Katalog.
Dittlie ist enttäuscht.
„Hier steht, sie tragen erst im dritten Jahr!“
Otto nickt:
„Stimmt. Ich war aber schlau. Ich habe einfach welche aus dem Katalog von 1933 bestellt, da sind die drei Jahre jetzt herum.“

Sie gab ihm ein Stellschwein. Mittags ein Uhr. In ihres Vaters Kirchengarten.
Abends gegen sechs Uhr kam sie endlich.
„O, Marianne!“ rief sie er, „warum hast du mich hierher bestellt und so lange warten lassen?“

Marianne lächelte:
„Das war Vaters Idee. Unsere Vogel-scheuche wird erst morgen fertig, und die Amseln sind dieses Jahr so gefräßig.“

Warnung
Die Kellnerin war bildstauer.
Das Restaurant weniger.
Der Wirt sagte:
„Einmal Fisch und ein liebes Wort, Fräulein!“

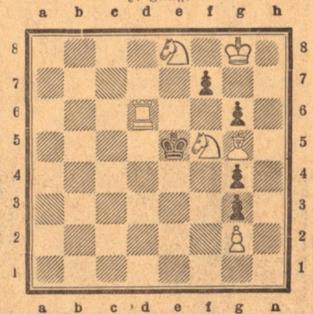
Die Kellnerin brachte ihn!
„Hier ist der Fisch.“
„Und das liebe Wort?“
Die Kellnerin lächelte:
„Eßt ihn nicht!“

Gelegenheit
Mitterlichkeit am Steuer ist die erste Pflicht des Herrenfahrers. Bei fremden Pannen hält man hilfsbereit.
„Kann ich Ihnen mit etwas ausbessern?“ fragte der Herrenfahrer.
Der andere nickt:
„Ja. Mit zwanzig Mark.“

Irrtum um Nachwuchs
Der glückliche Vater wartete vor der Tür. Sie ward ihm aufgetan.
Die Schwester hand mit Drillingen im Arm.
Der glückliche Vater flüsterte:
„Welch ein Fortschritt der Medizin! Jetzt darf man sich sogar sein Kind schon aus-suchen!“

Schach

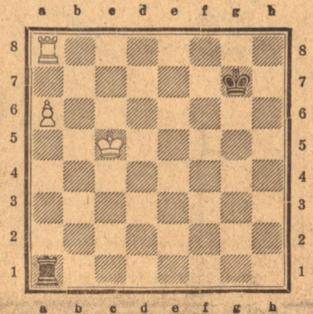
Folge 11 — 13. März 1936
Problem Nr. 10
D. Janfi



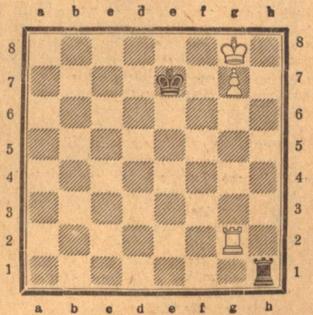
Matt in 3 Zügen

Ein Nest wird gebaut!

Nicht für die hungernden Vögel, sondern für den noch immer schwachen und anfälligen König wird hier auf den 64 Feldern ein Nest gebaut. Im Anfang der Schachpartie verfrachtet sich der König gewöhnlich in seine feste Hochadelstellung; erst wenn die Gemüter ausgereift haben, wird er ein Held und nimmt selbst am Kampfe teil. Aber auch im Endspiel muß man oft noch auf die Schutzbedürftigkeit seiner Majestät Rücksicht nehmen und ihm fürsorglich ein Versteck bauen. Treffende Beispiele hierfür liefern zwei typische Gewinn-mandöver im Turmendspiel.



In der obigen Stellung wäre das nahel-liegende a6-a7 verfehlt, da der weiße König dann seine Zuflucht gegen das Schachgenitter des schwarzen Turmes finden könnte. Der König muß also zunächst eine sichere Unter-funkst finden. 1. Kd6!, Td1+ 2. Kd7. Der re-lende Hofen ist erreicht! Td2 3. Td8! Die Fuchsbühne für den König wird gebaut, um dem Freibauern den Weg zu räumen. Td4 4. Td6! und Schwarz kann auf die Dauer den Marsch des Freibauern nicht mehr aufhalten. Ein ähnliches Manöver führt in der folgen- den Stellung zum Ziel.

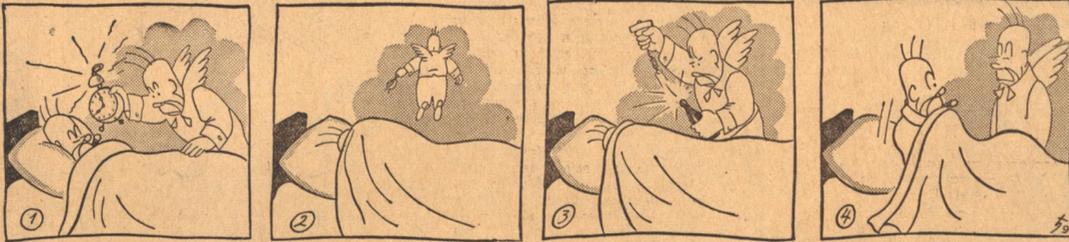


Der weiße König kann aus seinem Gefäng-nis nicht heraus. Darum wird zunächst der schwarze König verjagt. 1. Tc2+, Kd7. Denn jetzt weiter? Kf7 führt nicht zum Ziel, denn dann legen die Schach des schwarzen Tur-mes ein. Ein fein ausgedachtes Zusammen-spiel von König und Turm entscheidet! 1. Tc4! Td2 2. Kf7, Td2+ 3. Kd6, Td2+ 4. Kf6!, Td2+ 5. Kd5!, Td2+ 6. Td4! Der König ist gebur-gen und der Freibauer geht unweigerlich zur Dame. Dieses Manöver wird der „Brücken-bau“ genannt.

Lösungen

Nr. 3 E. Loyd Ser: Kf2, Dg5, Td5, Kg1, Td2, h2-Kh1, Le4, Dd6 1. Dg5-g8!, Le6 2. Td5 1... d5 2. Dg4!
Nr. 4. Ruz Ser: Kf5, Ta5, Td6, Sf4, e7, Wa3, d2, e4, f6 — Kd6, Lb8, e8, Sa6, Vc5, d3, d7, e5 1. Sf4-e2! Droht Sd4! 1... Vb7 2. Sc3! 1... d8:e2 2. d4! 1. Sf4-d5 scheidet nur von Ta7! 2. Ta6; c5-c4!
Nr. 5 Köhnein Ser: Kd2, Td5, Sa8, c7, Td3, b6, f4, g7-Ka5, Ba7, b5, b4, f5 1. g7-g8 D! a7:b6 2. Dg4! 1... a7-ab 2. Dc4!
Richtige Lösungen: W. Manede, Durlach, S. 4, 5; G. Kuhnmaul, Söllingen 3, 4, 5; Dr. Wenz, Forzheim 3, 4, 5; M. Bauer, Sinsheim 3; P. Epp, Seebach 3, 4, 5; A. Illu, Söllingen 3, 4, 5; G. Moetter, Hornberg 3.
Aus Karlsruhe: G. Rupp 3, W. Öhring 3, 4; A. Verkinghof 3, 4, 5; J. Dypach 3; Dr. Daehn 3.

Adamsons guter Geist



Opto-Epi

Vom Kopieren

Nachdem wir uns mit den wichtigsten Grundbegriffen der Negativ-Entwicklung vertraut gemacht haben, wird es desto leichter fallen, nun den analogen Vorgängen zu folgen, die dem Positiv-Prozess zu Grunde liegen.

Genau so wie das Negativ-Verfahren beruht auch das Positiv-Verfahren auf der Schwärzung von Silberverbindungen (Chlor- und Bromsilber). Wie wir wissen, setzt das richtig entwickelte Negativ die Tonabstufung des Aufnahmeobjektes verkehrt, d. h. die Lichter sind dunkel (gedeckt), die Schatten hell (durchsichtig). Legt man nun ein mit einer lichtempfindlichen Schicht versehenes Papier (Kopierpapier) unter das Negativ (und zwar Schicht gegen Schicht!) und belichtet, so ist es einleuchtend, daß das Papier nun im umgekehrten Verhältnis zur Schwärzung bzw. Durchsichtigkeit des Negativs geschwärzt werden muß. Durch solche Umkehrung entsteht jetzt ein in Hinsicht der Licht- und Schattenverteilung richtiges Bild, das Positiv.

Je nach der Beschaffenheit des zur Verwendung kommenden Kopierpapiers ist nach erfolgter Belichtung nun sofort das fertige Bild zu erkennen (Auskopier-Papier), oder aber das Bild ist — ebenso wie beim belich-

teten Aufnahmematerial — latent, d. h. zunächst unsichtbar (Entwicklungspapier).

Die Schicht der Auskopier-Papiere enthält Chlor Silber das wenig lichtempfindlich ist. Unter Einwirkung von Tageslicht (daher auch Tageslicht-Papiere genannt) wird metallisches Silber ausgeschieden, das sich ohne weiteres schwärzt. Es wird so lange kopiert, bis das Bild etwas dunkler geworden ist, als es später im fertigen Zustand sein soll, d. h. bis auch die tiefsten Schatten einen kräftigen Bronzeton zeigen. — Nachdem das Bild auskopiert ist, erfolgt im Ton-frierbad die Tönung und (durch Lösung des unbelichteten Chlor Silbers) die Fixage.

Bezüglich der Zusammenlegung des Ton-frierbades wollen wir uns merken, daß es außer Natriumsulfid und Natriumnitrat noch Gold-Chlorid (Goldbad) oder Platin-Chlorür (Platinbad) enthält. Zur Verminderung eines Niederdrucks müssen die genannten Salze in destilliertem Wasser gelöst werden; der Gold- bzw. Platinschicht ist entsprechend der Beanspruchung des Bades jeweils zu ergänzen. Zur Erzielung kräftigerer (bläulicher bis bläulichschwarzer) Tönung empfiehlt es sich, den Abzug vor dem Tonen durch ein Bad in schwacher Kochsalzlösung auszu-schleusen. (Fällung von Chlor Silber).

Die Farbtöne, die sich in Goldbädern erzielen lassen, gehen je nach Dauer der Tönung von gelbrot über braunrot bis violett; Platinbäder erzeugen braune bis braunschwarze Töne. Gewöhnliches Tageslichtpapier (Cellulosepapier) wird in verschiedenen Oberflächen (weiß glänzend bis hamois matt) hergestellt.

Die Entwicklungs-Papiere haben den Auskopier-Papieren gegenüber zahlreiche Vor-teile aufzuweisen. Ihre Schicht (Bromsilber bzw. Chlor Silber oder Chrom Silber) ist zum Unterschied von jenen derart beschaffen, daß sie sich bei kurzer künstlicher Belichtung zwar verändert (Kunstlicht-Papiere), nicht aber geschwärzt wird. In diesem Zweck muß der Ab-zug vielmehr — genau wie Platte oder Film — zunächst entwickelt und das dadurch her-vorgezogene Bild fixiert werden. Durch das rasche Kopieren bei künstlichem Licht gibt uns das Entwicklungspapier die Möglichkeit, in kurzer Zeit unverhältnismäßig mehr Abzüge herzustellen zu können, als beim Auskopier-Verfahren.

Ein weiterer Vorteil der Kunstlichtpapiere ist es, daß sie in den verschiedensten Gradationen hergestellt werden. Hierzu ist eine kurze Erklärung nötig: Unter Gradation des Negativs verstehen wir die Größe der Differenz zwischen hellsten und dunkelsten Tonwerten, also die Art der Tonabstufung. Zeigen sich auffallend starke Gegensätze zwischen Hell und Dunkel, so sprechen wir von einem kontrast-reichen Negativ; die Lichter wirken in diesem Fall mehr oder weniger freudig, die Schotten sind so schwarz. Demgegenüber weist das weiche Negativ zwar gute Tonabstufungen auf, läßt aber übermäßig Kontraste zwischen Licht und Schatten vermissen, es besteht — wie gesagt — geringe Deckung. Er scheinen die ge-

nannten Gradationen „Kontrastreich“ bzw. „weich“ extrem geeignet, so sprechen wir von „harten“ bzw. „weichen“ Negativen.

In der unterschiedlichen Gradation des Kunstlichtpapiers haben wir ein Mittel in der Hand, die Gradation des Negativs nötigen-falls zu corrigieren, auszugleichen, indem wir immer ein Positivmaterial wählen, dessen Gradation jener des Negativs entgegengesetzt ist, — harte Negative also weich, flau aber hart kopieren. Je größer aber die Zahl der Gradationen des verarbeiteten Papiers ist, desto größer ist auch die Möglichkeit, immer das der jeweiligen Gradation des Negativs bestenisprechende Positivmaterial zur Ver-fügung zu haben. Jedenfalls können wir auf solche Art unter Umständen auch von hauch-dünnen (flauen), wie von ganz dichten (knochenharten) Negativen noch brauchbare Abzüge bekommen.

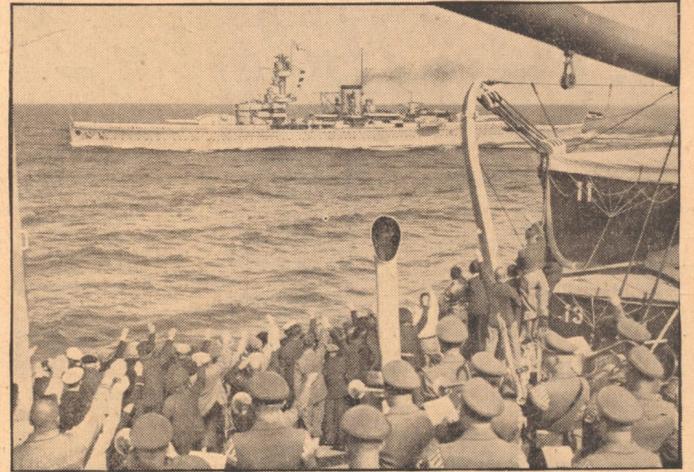
Als letzter Vorteil der Entwicklungs-Papiere sei noch erwähnt, daß das neuere Gold-bzw. Platinbad in Wegfall kommt, daß ferner die gelamte Verarbeitung einfacher und zu-verlässlicher ist, — und schließlich, daß die auf Entwicklungs-Papieren hergestellten Abzüge wesentlich haltbarer sind, als solche auf Aus-kopier-Papieren.

Die Möglichkeit der Tönung ist bei Kunst-licht-Papieren ganz ungleich vielfältiger, als bei Tageslicht-Papieren. Mit Hilfe verschie-dener zusammengesetzter Fixierlösungen bzw. gewisser Zusatz-Chemikalien können wir Tönungen von jarteistem Sepiabraun und Rot-braun bis zu ausgeprochenem Nibelton er-zielen, und ebenso Tönungen von Blau bis Violett und Grün. Für die Herstellung grüner Kopien verwendet man vorteilhaft ein direkt grün entwickelndes Kopierpapier, dessen verschiedene Abtönungen sich besonders für Sommeraufnahmen hervorragend eignen.



Der Führer — Freund der Jugend
Ein Schnappschuß von einer der letzten Führerreisen
(Pressefoto, R.)

Bilder der WOCHE



Deutsche Arbeiter auf den Wellen des Weltmeeres
Dr. Goebbels am 10. März: „Das ist die Verwirklichung des marxistischen Versprechens, daß die Arbeiter einmal auf eigenen Schiffen die Wellen des Weltmeeres durchkreuzen werden.“ — Deutsche Arbeiter begegnen auf dem „Kraft-durch-Freude“-Dampfer „Der Deutsche“ dem Panzerkreuzer „Deutschland“
(Graphische Werkstatt, R.)



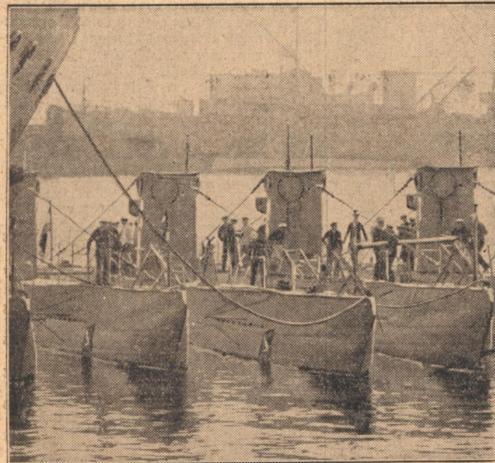
Newyorks Hochhäuser ohne Fahrstuhlführer
Polizei drängt Streikposten zurück, die sich während des Streiks der 10.000 Fahrstuhlführer und Arbeiter vor einem der höchsten Wolkenkratzer am Broadway aufgestellt hatten
(Weltbild, R.)



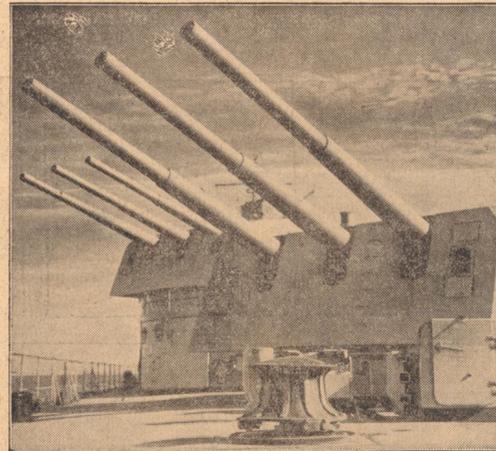
Der abessinische Kriegsminister †
Ras Mulagbeta, der abessinische Kriegsminister und bekannte Heerführer, ist gestorben.
(Graphische Werkstatt, R.)



Deutsche Flugzeuge in Südafrika
Eine Junkers Ju 52/3m der „South African Airways“ auf einem Streckenflug vor dem „Lions-Head“ (Löwenkopfburg bei Kapstadt)
(Atlantic, R.)



Innitten einer aufgerissenen Welt wollte man uns diese Waffe nicht gönnen. Der Führer gab uns die U-Boote wieder



Auch sie sind Wächter des Friedens, um Deutschland, das Herz Europas, vor den roten Mächten der Zerstörung zu bewahren
Aufnahmen: Scherl (5)



Über 15.000 Flugzeuge wurden nach dem Willen der Alliierten zerstört. Ihre Gegenleistung aber war eine Riesen-Aufrüstung



Alle modernen Waffen wurden sinnlos vernichtet. Ein wehrlos-wissentliches Deutschland sollte Spielball der Mächte sein

Ein Jahr Wehr- freiheit

Am 16. März 1935 verkündete der Führer in einer historischen Kabinettsitzung die Wiederherstellung der deutschen Wehrfreiheit.